

Berge: Reinhold Messner würdigt Ueli Steck

DIE WELTWOCHEN

Nummer 18 – 4. Mai 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Spezial
Eishockey-WM
Mit Mark Streit,
Arno Del Curto, René Fasel

4 194407 006904 18



BUNDESRAT
**Märchentante
Sommaruga**

SCHAFFHAUSER POLIZEI
**Wieder Knatsch
um Kommandant
Kurt Blöchlinger**

DANIEL COHN-BENDIT
**Mein Freund
Emmanuel Macron**

GESTÄNDNISSE
**Warum ich für
Erdogan bin**

WISSENSCHAFT
**Der Mann, der
menschliche
Gehirne sammelt**

Die Akte «Boris» Ein Zwölfjähriger in der Hölle der Schweizer Kinderpsychiatrie

Tatsiana Zahner mit Sohn «Boris» (12)

It's time to
up your game.

TISSOT PRC 200 ICE HOCKEY
SPECIAL EDITION.

DIE OFFIZIELLE UHR DER INTERNATIONAL
ICE HOCKEY FEDERATION (IIHF).

WIE AUCH DIE HOCKEYSPIELER IST

DIE UHR PRÄZISE UND ROBUST.

DIESES „CLASSIC“ MODELL V ERFÜGT

ÜBER EINEN GRAVIERTEN GEHÄUSEBODEN

UND EINE WASSERDICHTIGKEIT BIS ZU

EINEM DRUCK VON 20 BAR (200 M).



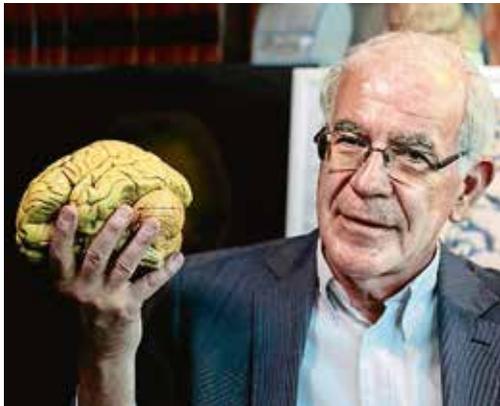
2017
ICE HOCKEY
WORLD
CHAMPIONSHIP
GERMANY - FRANCE
Cologne - Paris

OFFICIAL TIMEKEEPER



T+ TISSOT THIS IS YOUR TIME

Es braucht für eine Mutter Mut, die bei der Erziehung ihres Kindes gescheitert ist, öffentlich hinzustehen. Tatsiana Zahner, deren Sohn Boris (Name geändert) wegen eines horrend teuren Sondersettings in die Schlagzeilen geriet, stand unserem Kollegen Alex Baur während mehrerer Stunden Red und Antwort. Auch ihr Partner, der den aufmüpfigen Burschen einmal geohrfeigt hatte und damit die Entmündigung der Mutter auslöste, gab offen Auskunft. Doch nicht nur das: Das Paar erlaubte der *Weltwoche* schliesslich uneingeschränkte Einsicht in die Kesb-Akten. Und diese eröffnen Abgründe – nicht so sehr in Bezug auf Boris, sondern auf unseren pädagogisch-psychiatrischen Apparat, der in diesem Fall kläglich versagt hat. **Seite 24**



Lieben und Leiden: Dick Swaab.

Als der Niederländer Dick Swaab 1985 wissenschaftlich belegte, dass Gehirne von Männern und Frauen sexuell unterschiedlich funktionieren, stiegen Feministinnen auf die Barrikaden und schrien ihn nieder. Der Protest hat sich längst gelegt. Swaab gehört zu den weltweit führenden Hirnforschern mit Lehraufträgen in China, den USA und Europa. In Amsterdam hat er eine «Brain Bank» mit 4000 Exemplaren von Gehirnen aufgebaut. Urs Gehrigler hat Swaabs Kabinett besucht und sich durch das Labyrinth der menschlichen Hirnwindungen führen lassen. «Diese fantastischen <Maschinen> entscheiden über unsere Fähigkeiten, unsere Grenzen und unseren Charakter, über unser Lieben und unser Leiden – wir *sind* unser Gehirn.» **Seite 16**

Ganz locker geht man beim Schreiben nicht an Fragen des Älterwerdens heran, auch wenn man das kühl ökonomisch betrachtet. Dass die Leistungsfähigkeit gegen die Pensionierung hin auf irgendeine Weise nachlässt und dass es für etliche Leute über 55 Jahre auf dem Arbeitsmarkt schwieriger werden kann, färbt doch etwas auf die Stimmung ab. Aber das Thema ist gegenwärtig gross in Mode, es gibt nationale runde Tische und politische Vor-

stösse zur Frage, wie die Älteren unterstützt werden könnten. Bei näherem Hinsehen gibt es allerdings kaum Gründe, sich die Stimmung verderben zu lassen – ausser man stört sich an all den Bestrebungen, private Angelegenheiten zu öffentlichen zu machen. **Seite 36**



Facebook und Youtube: Stefan Büsser.

Kulturredaktor Rico Bandle kam sich alt vor, als er letzte Woche das Berner Käfigturm-Theater besuchte. Lauter Leute um die zwanzig drängten sich in den ausverkauften Saal. Sie alle wollten einen Mann sehen, den sie von Facebook und Youtube kannten: Komiker und Moderator Stefan Büsser. Mit seinen satirischen Zusammenfassungen der Fernsehsendung «Bachelor» beziehungsweise «Bachelorette» erreicht er ein weit grösseres Publikum als die Originalsendung im Fernsehen. Hunderttausende klicken jede Woche seine Internet-Videos an. Am Tag nach der Vorstellung in Bern hat Bandle den sympathischen Humoristen zu einem Gespräch getroffen. **Seite 62**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



GÜBELIN

JUWELEN • UHREN

ICONIC

THE NAVITIMER

SINCE 1952



BREITLING
1884

OFFICIAL TIMEKEEPER



CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY YOUR MOMENT

DS PODIUM

PRECIDRIVE™
CHRONOGRAPH WITH 1/10 SEC.

WWW.CERTINA.COM



Pragmatiker Trump?

Vorsicht, eine faire Zwischenbilanz.

Von Roger Köppel

Vorweg: Ich bin nicht Pro-Trump, aber ich bin Anti-Anti-Trump. Seit Monaten verfolge ich einigermaßen amüsiert die anhaltend schrille Medienkampagne gegen den US-Präsidenten.

Mit Berichterstattung hat das nichts mehr zu tun. Die Journalisten wollen einfach einen Politiker, den sie nie gemocht haben, mit der Brechstange wieder aus dem Amt schreiben. Man spürt die lauernde, sprungbereite Feindseligkeit. Beruhigend für die Amerikaner: Sie wissen, dieser Präsident, auf den alle Zielfernrohre gerichtet sind, kann sich nun wirklich keinen Fehltritt leisten.

Hat es einen Skandal gegeben, der die voraus-eilenden Alarmschlagzeilen rechtfertigen würde? Nein. Noch nicht. Nur zur Erinnerung: Das angesehenen Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* bezeichnete Trump zunächst als Wahnsinnigen, dann als auf die Erde zukrachenden Feuerball, schliesslich als Säbel-Terrorist, welcher der Freiheitsstatue den Kopf abschneidet. Eine der jüngsten Ausgaben zeigt Trump mit Nordkoreas Diktator Kim Jong Un, in Windeln vereint auf einer Atombombe reitend. Vielleicht wirken die virtuoson Gaga-Motive irgendwann entkrampfend auf ihre Urheber.

Die Wahrheit ist: Die Trump-Präsidentschaft lässt sich viel normaler und konventioneller an, als die Aufreger der Weltpresse glauben machen wollen. Die Revolution hat nicht stattgefunden. Das Weisse Haus steht noch. Kurz nach seiner Inauguration demonstrierten Zehntausende Frauen gegen den neuen Präsidenten. Bekanntere Schauspielerinnen traten auf, die in den Strassen Washingtons bereits «Hitler» zu «riechen» glaubten. Von diesen skurrilen Episoden ist nicht mehr als die peinliche Erinnerung geblieben. Trump betreibt, bis jetzt, eine ziemlich traditionell republikanische Politik. Gegen journalistische Voraussagen erweist er sich als durchaus beweglich und lernfähig, was ihm die gleichen Journalisten natürlich umgehend als Mangel an Linientreue vorwerfen. Er kann wirklich machen, was er will.

Seine Stärke: Er wirkt echt. Seine Wähler glauben bei ihm zu wissen, woran sie sind. Seine Wendemanöver und handwerklichen Patzer scheinen sie nicht zu stören. Zwar hat Trump keine berausenden Sympathiewerte, gesunde Skepsis herrscht, aber seine Wähler halten ihm nach wie vor mit beeindruckender

Konstanz die Treue. Wohltuend hebt er sich ab vom sterilen Elitengeschwafel der etablierten Politik. Dass er sich der lähmenden politischen Korrektheit verweigert, dürfte sich für viele seiner Freunde, aber auch Gegner wie eine geistige Frischluftzufuhr anfühlen. Ein amerikanischer Komiker bemerkte kürzlich, jede Trump-Pressekonferenz habe mehr Unterhaltungswert als eine Oscar-Verleihung. Es war als Lob gemeint.



Beweglich und lernfähig.

Natürlich war Reagan ein anderes Kaliber, aber es war auch eine andere Zeit, eine andere Welt. Trump macht seine Sache bis jetzt aber auch nicht so schlecht. Innenpolitisch: Er bemüht sich, seine Wahlversprechen umzusetzen. Er tritt an, die Kriminalität in den Innenstädten sowie die illegale Migration von Menschen und Drogen aus Mexiko zu stoppen. Ist jemand dagegen? Ob es dazu eine Mauer braucht oder ob wir es hier mit einer blumigen Veranschauli-

chungsmetapher eines im US-Showgeschäft gestählten Entertainers zu tun haben, werden wir sehen.

Dass Trump die Grenzen auch gegen Islamisten sichern will, ist kein Verbrechen. Sein neuestes Projekt ist eine umfassende Steuerreform, die Steuern senken und das System vereinfachen soll. Aus bürgerlicher Sicht darf man das begrüssen. Ebenso wenig ist es ein Fehler, wenn er mit seinen Plänen durchdringt, die Wirtschaft durch Deregulierung zu entfesseln. Wie Journalisten darauf kommen, solche solidkonservativen Vorhaben mit dem Schwefelhauch des Diabolischen zu umnebeln, zeigt nur, wie hoffnungslos parteiisch die Medien geworden sind.

Selbstverständlich, es gibt auch Rückschläge. Trump strandete mit seinem Vorhaben, die verhasste Obama-Gesundheitsreform durch ein besseres System zu ersetzen. Die Medien machten daraus ein grosses Waterloo. Zu Unrecht. Erstens brauchte Obama vierzehn Monate, um Obamacare durch den Kongress zu bringen. Trump ist erst vierzehn Wochen im Amt. Zweitens war es nicht Trumps Fehler, dass sich ein paar Rechtsausen-Republikaner der Tea Party querstellten. Gut, lassen wir ihm einen Teil der Schuld. Dann aber müsste man fairerweise auch erwähnen, dass Trump seinen Kandidaten Neil Gorsuch für den Obersten Gerichtshof trotz massiven Störmanövern der Demokraten erfolgreich ins Amt brachte.

Aussenpolitik: Trump trat als Erneuerer des Nationalstaats an. Amerika zuerst! Sein Wahlkampf war eine Absage an die Cowboy- und Weltpolizistenpolitik seiner Vorgänger mit ihren «desaströsen Kriegen». Die Medien zeichneten Trump daraufhin als fürchterlichen Isolationisten, der seine Verbündeten im Regen werde stehenlassen. Noch nichts dergleichen. Trump hatte recht, als er die Nato-Staaten mahnte, mehr Geld in ihre Verteidigung zu investieren. Seine rhetorische Abrüstung gegen Putin und Russland war mutig und vernünftig. Auch gegenüber China hat sich Trump gemässigt. Sein Ziel ist Zusammenarbeit, um den Atombomben-Zünder in Nordkorea einzudämmen. Richtig fand ich auch seinen dosierten Militärschlag gegen das Mörderregime des syrischen Diktators Assad. Die Amerikaner können es nicht zulassen, wenn kriminelle Regime mit terroristischen Chemiewaffen hantieren, die sie gar nicht haben dürfen.

Gewiss: Trump bleibt unberechenbar, Misstrauen ist Pflicht. Aber insgesamt überwiegt der Eindruck, dass das Amt den Mann verändert hat und nicht der Mann das Amt. Von seinen protektionistischen Plänen, die verheerend wären für Amerika, ist nichts mehr zu hören. Zum Glück. Pragmatiker Trump? Vielleicht haben wir ihn alle etwas unterschätzt.

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Michèle Marchands Gerüchteküche: Seite 44



Ungefährdet: Corine Mauch. Seite 32



«Eishockey ist mein Sport. Und das wird immer so bleiben.»

René Fasel: Seite 50

Titelgeschichte

- 24 **Die Akte «Boris»** Schwererziehbare Kinder werden heute mit der chemischen Keule gezüchtigt
- 25 **«Boris ist kein Einzelfall»** Sozialpädagoge David Mächler

- 33 **Linke Bastionen** SP und Grüne beherrschen die Städte
- 34 **Szenen eines kalten Krieges** Der Fall des angeblichen Spions Daniel M.
- 35 **Alice Weidel** Shitstorm wegen des Bieler Wohnsitzes der AfD-Politikerin

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Boris allein in der Zelle
- 11 **Im Auge** Marina Berlusconi
- 12 **Energiestrategie 2050** Der Bund verheimlicht unangenehme Fakten
- 12 **Armee** Parmelin in der Kostenfalle
- 14 **Reinhold Messner** Nachruf auf den grossen Alpinisten Ueli Steck
- 15 **Personenkontrolle**
- 22 **Mörgeli** Linksideologen des Asphalt
- 22 **Bodenmann** EU rettet Schweizer Wasserkraft
- 23 **Medien** Die Helden der Republik
- 23 **Die Deutschen** Mystery-Land
- 46 **Ausland** Die Bändigung des Donald Trump

Inland

- 27 **Sondersession** Absurde Vorstösse
- 27 **«Rundschau»** Komplott erfunden
- 28 **Simonetta Sommaruga** Die Masseneinwanderungsinitiative wird zum Debakel der Justizministerin
- 29 **Sonderkassen** Geld für Energie-Filz
- 30 **Kurt Blöchlinger** Der Schaffhauser Polizeichef steht vor Gericht
- 31 **Unia** 50 Millionen Franken vom Bund
- 32 **Corine Mauch** Die Zürcher Stadtpräsidentin startet durch

Ausland

- 13 **Sibel Sarica** Warum ich für Erdogan bin
- 43 **Macron oder Le Pen** Die Endrunde wird zum Klassenkampf
- 44 **Michèle Marchand** Die «Königin der Paparazzi» über Emmanuel Macron
- 47 **Israel steht in der Verantwortung** Ex-Fifa-Präsident Sepp Blatter zum Konflikt Israel–Palästina

Interviews

- 16 **Dick Swaab** Der Neurologe und Bestsellerautor über die Geheimnisse unseres Zentralorgans
- 42 **Daniel Cohn-Bendit** Der Alt-68er kämpft für Macron, um Le Pen zu verhindern
- 48 **László Trócsányi** Der ungarische Justizminister über den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte

Wirtschaft & Wissenschaft

- 18 **Demenz** Wie Sie Ihr Hirn fit halten
- 36 **Arbeitsmarkt** Der Staat auf der Seite der Babyboomer
- 40 **Kämpfer gegen Windmühlen** Zu Besuch bei Ökonom Silvio Borner

Eishockey-Spezial

- 50 **Inhalt** Porträts, Gespräche und Analysen zur Eishockey-WM 2017

Kultur & Gesellschaft

- 39 **Roboter-Dienstmädchen** Erfahrungsbericht über Alexa
- 62 **Stefan Büsser** Der Komiker trifft den Nerv der Generation Internet
- 64 **«Die Bachelorette»** Witzfigur Mann
- 66 **Der Holocaust, ein europäisches Projekt** Henryk M. Broder über das brisante Buch des Historikers Götz Aly
- 67 **Linke Liebe** Das Vermächtnis von Polit-Philosoph André Gorz
- 68 **«The Crown»** Hansrudolf Kamer über die spektakuläre Netflix-Serie

Rubriken

- 60 **Ikone der Woche** Prinzessin Charlotte
- 62 **Die Bibel** Der Messias-Effekt
- 69 **Knorr** «Free Fire»
- 69 **Jazz** Matthias Spillmann, Mats-up
- 70 **Thiel** Energiestrategie
- 70 **Namen** Hopfen und Malz
- 70 **Fast** verliebt Paare paaren
- 71 **Unten** durch Schlaflos
- 72 **Wein** Hannibal ante portas
- 73 **Motorrad** BMW R nineT ABS
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**



PARMIGIANI

FLEURIER



Welche, wenn nicht diese?

Toric Chronomètre
Bis ins kleinste Detail
in der Schweiz hergestellt
parmigiani.com

ASCONA GIOIELLI-OROLOGI HERSCHMANN | BASEL GÜBELIN | BERN GÜBELIN | INTERLAKEN KIRCHHOFER | KLOSTERS MAISSEN
LUZERN GÜBELIN, LES AMBASSADEURS | ST. GALLEN LABHART-CHRONOMETRIE | ST. MORITZ GÜBELIN
ZERMATT HAUTE HORLOGERIE SCHINDLER | ZUG LOHRI | ZÜRICH GÜBELIN, LES AMBASSADEURS



Freude am Fahren



SELBST IST DAS AUTO.

DER NEUE BMW 5er.
DER NEUE MASSSTAB DES AUTONOMEN FAHRENS.

Boris allein in der Zelle

Von Alex Baur — Im Vergleich zur chemischen Züchtigung, die dem zwölfjährigen Boris widerfährt, erscheint das Verdingkinderwesen des letzten Jahrhunderts schon fast human.



Gröberes Geschütz: Boris, 12.

Der horrende Betrag von monatlich 85 000 Franken, den die Fürsorgebehörde von Wettswil ZH für die psychiatrische Versorgung des zwölfjährigen Zöglings mit dem Pseudonym Boris bewilligen musste, schreckt auf. Doch das Geld ist nicht einmal das Hauptproblem. Wenn man damit wirklich ein Menschenleben retten kann und wenn es keine Alternativen gibt, ist kein Betrag zu hoch.

Es ist viel schlimmer: Das viele Geld wird nicht gebraucht, um ein Kind zu heilen, sondern bloss, um es zu verwalten. Die Akten zum Fall Boris, die der *Weltwoche* vorliegen (Seite 24), vermitteln ein trostloses Bild. Seit Jahren wird der schwierige Junge von einer Institution an die nächste weitergereicht. Alle möglichen Medikamente hat man schon an ihm getestet. Nichts konnte ihn bändigen.

Die Sicherheitsleute, die Boris am Ende rund um die Uhr bewachten, hatten keinen pädagogischen Auftrag. Sie durften gar keinen Kontakt zu ihm aufbauen, sie sind dafür nicht ausgebildet. Sie waren bloss dafür besorgt, dass Boris in die Isolierzelle kam, wenn er Stunk machte. Dann wurde jeweils die chemische Dosis erhöht, um den quirligen Buben zu zähmen.

Wohlgemerkt, Boris leidet nicht an einer Geisteskrankheit. Er ist bloss schwererziehbar, wie man landläufig sagt. Bei seiner Erziehung lief einiges schief, er hat zweifellos einen schwie-

rigen Charakter, die Verpflanzung von Weissrussland in die Schweiz bekam ihm schlecht. Boris wurde nicht in die Klinik gesperrt, weil man ihn dort heilen könnte. Sondern weil man nicht mehr weiterweiss. Unser aufwendiger Erziehungs- und Therapieapparat hat kapituliert.

Boris ist kein Einzelfall. Die chemische Keule ist bei der Zähmung von zappligen Kindern gängige Praxis. Meistens ist es Ritalin. Und wenn das nicht mehr wirkt, bietet die Pharma-Pädagogik gröberes Geschütz mit entsprechenden Nebenwirkungen: Neuroleptika, eigentlich für Geisteskranke entwickelt, kommen heute bei schwierigen Jugendlichen routinemässig zum Einsatz. Pillen sind nicht a priori schlecht, wenn sie zur Unterstützung eines durchdachten pädagogischen Programms verwendet werden. Das ist bei Boris schon lange nicht mehr der Fall. Er ist sicher ein Extremfall. Aber er ist auch nicht die grosse Ausnahme, als den ihn die Behörden verkaufen wollen. Boris liegt im Trend.

Medikamente machen weniger Lärm

Der Fall entlarvt die Verachtung, mit der heute über frühere Generationen gerichtet wird, als eitle Arroganz. Das Verdingkinderregime im vergangenen Jahrhundert war zweifellos hart, es gab Fälle von Behördenwillkür und Missbräuche. Kinder mussten oft hart arbeiten, viele wurden geschlagen. Doch es ist kaum humaner, wenn rebellierende Kinder in ein kahles Zimmer gesperrt und mit der chemischen Keule gezüchtigt werden, bis sie wie Zombies lallen. Es macht bloss weniger Lärm.

Es besteht kein Grund zur Überheblichkeit. Wir haben die Sache überhaupt nicht im Griff. Lehrer und Sozialpädagogen sehen sich mit einer wachsenden Zahl Kinder konfrontiert, die keine Autoritäten und keine Grenzen mehr respektieren. Mittlerweile gibt es Spezialisten, welche Eltern therapieren, die von ihren Kindern terrorisiert und geschlagen werden.

Dem einen oder andern schwant, dass das von den 68ern propagierte antiautoritäre Programm seine Schattenseiten hat – und dass alte Tugenden wie Arbeit und Disziplin vielleicht doch nicht so schlecht sind. Letztlich geht es aber vor allem darum, Verantwortung zu übernehmen. Und das ist vielleicht die erschütterndste Erkenntnis aus dem Fall Boris: Ein Heer gutbezahlter Fachleute und Therapeuten hat sich schon mit ihm befasst – aber keiner von ihnen hat wirklich die Verantwortung übernommen.

Mehr zum Thema: Seite 24

Spielzeug weg



Marina Berlusconi, Herrin im Haus.

Ist ein Rabenkind, wer seinem alten Vater das Lieblingspielzeug wegnimmt, wie es Marina Berlusconi tat, die Tochter des Mannes, der rund zwanzig Jahre lang faktisch Italien beherrschte? Silvio Berlusconi, 80, unterwarf sich der Familienrason und verkaufte seinen Fussballklub AC Milan nach dreissig Jahren an eine zwielichtige chinesische Seilschaft, hinter der als unheimlicher Puppenspieler der amerikanische Hedgefonds-Guru Paul Singer steckt. Die zuletzt erfolgreiche Kickertruppe hatte jede Saison 100 bis 150 Millionen Euro Defizit verschlungen, abgewickelt über Berlusconis Privat-Holding Fininvest, die von Marina geleitet wird. Sein ältestes von fünf Kindern hat ihm immer imponiert, und er, der Zögerliche, wollte sie, die Tatkräftige, auch zur politischen Thronfolge überreden. Ihre Antwort war immer: «No, grazie.»

Marina ist die Einzige, die noch Geld verdient im ehemaligen Berlusconi-Imperium mit ihrem Mondadori-Verlag. Der Medienladen Mediaset, der die Internetzukunft verschlief, machte letztes Jahr 300 Millionen Euro Verlust und droht vom französischen Raider Vincent Bolloré gefressen zu werden. Marina entwand ihrem 80-jährigen Vater auch die Hochseejacht, das Flugzeug, einen Golfplatz, zwei Paläste, und erst jetzt beginnt sich das Belpaese, das dem Renaissance-Menschen Berlusconi stets alle Streiche, Ausschweifungen und anderen Sünden nachgesehen hat, für die vermeintliche *filles à papa* tatsächlich zu interessieren. Marina, heute 50, war ein Scheidungskind wie ihr Bruder Pier Silvio. Der übermächtige Vater führte eine heimliche Zweitehe, sie selber warf zuerst ein Studium der Rechte und dann der Politik hin, fasste aber rasch im Familienunternehmen Fuss, klassisches Learning by Doing. Sie fand ihren Traummann Maurizio Vanadia, den ersten Solotänzer an der Mailänder Scala, der sich vor den Medien total abschottet. Bekannt ist nur: Sie kennen sich seit zwanzig Jahren und haben zwei Söhne, 14 und 12. Könnte eine Frau, die an die Kraft der Bücher glaubt statt an den Fussball, Italien regieren? *Peter Hartmann*

Weggezaubert

Von Alex Reichmuth — Der Bund lässt Hinweise verschwinden, dass Gaskraftwerke nötig sind.

Im April 2012, ein Jahr nach dem AKW-Unfall in Fukushima, präsentierte Doris Leuthard ihre Pläne für den Atomausstieg. Die Energieministerin schlug unter anderem vor, fünf bis sieben Gaskraftwerke zu bauen. Zudem seien Stromimporte nötig. Auch der Bundesrat hielt damals fest, künftig werde ein «Restbedarf» «mit fossil-thermischer Stromproduktion» gedeckt – also mit Gas.

Im September 2013 verabschiedete der Bundesrat seine Botschaft «zum ersten Massnahmenpaket der Energiestrategie 2050» ans Parlament. Künftig werde die Stromnachfrage unter anderem «soweit nötig aus WKK-Anlagen [mit Gas betriebene Wärme-Kraft-Kopplungs-Anlagen, d.Red.], Gaskombikraftwerken sowie mit Stromimporten abgedeckt», hiess es darin. Leuthards Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) schrieb im Internet unter «Fragen und Antworten zur Energiestrategie 2050», der «Restbedarf» könne «bei Bedarf mit fossil-thermischer Stromproduktion (WKK-Anlagen, Gaskombikraftwerke) sowie Stromimporten gedeckt werden». Die Seite war am 20. März dieses Jahres noch aufgeschaltet.

Am 21. März warb Leuthard für das Energiegesetz, über das am 21. Mai abgestimmt wird. Das Gesetz regelt das erste Massnahmenpaket zum Atomausstieg. Gaskraftwerke widersprechen den Klimazielen, sagte Leuthard. Investitionen in erneuerbare Energien seien sinnvoller. Zeitgleich gestaltete das Uvek seine Website neu. Unter «Energiegesetz: Fragen und Antworten» steht nun kein Wort mehr zu Gaskraftwerken. Auch im «Abstimmungsbüchlein» des Bundesrats fehlt jeder Hinweis. Stattdessen steht dort, ein Nein zum Energiegesetz führe zu mehr Stromimporten aus der EU. Auf Anfrage argumentiert das Uvek, das Energiegesetz enthalte «keinerlei Bestimmungen zum Bau von Gaskraftwerken». Diese seien zwar im Rahmen der Energiestrategie 2050 «nicht ausgeschlossen». Derzeit könnten Gaskraftwerke aber nicht rentabel betrieben werden. Das mag sein. Dennoch ist die Stromversorgung nach dem Atomausstieg ohne Gas wohl nicht gesichert. Der Bund aber hat alle Hinweise darauf weggezaubert.

Unter «Energiegesetz: Fragen und Antworten» steht nun kein Wort mehr zu Gaskraftwerken.

tionen in erneuerbare Energien seien sinnvoller. Zeitgleich gestaltete das Uvek seine Website neu. Unter «Energiegesetz: Fragen und Antworten» steht nun kein Wort mehr zu Gaskraftwerken. Auch im «Abstimmungsbüchlein» des Bundesrats fehlt jeder Hinweis. Stattdessen steht dort, ein Nein zum Energiegesetz führe zu mehr Stromimporten aus der EU. Auf Anfrage argumentiert das Uvek, das Energiegesetz enthalte «keinerlei Bestimmungen zum Bau von Gaskraftwerken». Diese seien zwar im Rahmen der Energiestrategie 2050 «nicht ausgeschlossen». Derzeit könnten Gaskraftwerke aber nicht rentabel betrieben werden. Das mag sein. Dennoch ist die Stromversorgung nach dem Atomausstieg ohne Gas wohl nicht gesichert. Der Bund aber hat alle Hinweise darauf weggezaubert.

Parmelin in der Kostenfalle

Von René Zeller — Verteidigungsminister Guy Parmelin schafft Transparenz bei laufenden Rüstungsprojekten. Klar wird damit, dass die Armee nicht zeitgerecht modernisiert werden kann.



Leerlauf: Armeechef Parmelin (r.).

Bundesrat Guy Parmelin übernahm Anfang 2016 das Verteidigungsdepartement unter günstigen Voraussetzungen. Die Reform Weiterentwicklung der Armee (WEA) befand sich auf der Zielgeraden, und das Parlament stockte das Militärbudget auf 5 Milliarden Franken auf. Der Waadtländer setzte sich in ein gemachtes Nest.

Doch die Realität hat ihn eingeholt. Er zog beim Vorhaben, das Boden-Luft-Abwehrsystem (Bodluf) zu erneuern, die Notbremse. Aufgrund des Gripen-Debakels ging er beim Findungsprozess für neue Kampffjets zurück an den Start. Diese milliardenschweren Rüstungsprojekte befinden sich seither in der Warteschleife. Parmelins zögerliches Vorgehen schafft ein Wirrwarr auf dem Einkaufszettel der Armee. Rüstungspolitisch herrscht zurzeit akute Planungsunsicherheit.

Diesem Malaise will Parmelin mit einer Transparenz-Offensive entgegenwirken. Vor Wochenfrist hat er einen Bericht publiziert, in dem «Top-Projekte» seines Departements aufgelistet werden. Ein Blick auf die vorgestellten 27 Vorhaben zeigt, dass in nächster Zeit viel Geld vonnöten sein wird. Allein für neue Telekommunikationsmittel (taktische Funksysteme, neue Bordverständigungsanlagen und Sprechgarnituren, Richtstrahlgeräte, neue Feldtelefone usw.) sind 1,8 Milliarden Franken ein-

gesetzt. Für Aufklärungsdrohnen werden 265 Millionen Franken budgetiert, für ein taktisches Aufklärungssystem 360 Millionen Franken, die Kosten für ein neues militärisches Anflugleitsystem werden auf 359 Millionen Franken beziffert. Die so hergestellte Transparenz ist löblich. Doch ist sie auch zielführend?

Die publizierten Kosten für laufende militärische «Top-Projekte» summieren sich auf rund 3,5 Milliarden Franken, verteilt auf mehrere Jahre. Das ist machbar, könnte man meinen, zumal der Armee spätestens ab 2020 für den Betrieb 3 Milliarden Franken und für Investitionen 2 Milliarden Franken zur Verfügung stehen werden.

Doch die Rechnung geht nicht auf. In Parmelins Bericht ist die Modernisierung der Luftwaffe zwar aufgeführt. Doch Preisschilder für neue Kampffjets und die Luftabwehr fehlen gänzlich. Der Chef Armeepanung, Brigadier Rolf Siegenthaler, hatte im letzten Herbst für Hektik gesorgt, als er die Kosten für 55 neue Kampfflugzeuge auf 10 Milliarden und jene für die Boden-Luft-Verteidigung auf 1,6 Milliarden Franken bezifferte. Auch die Geräteparks der Panzertruppen, der Artillerie und der Infanterie setzen Rost an. Wenn die Armee ihren verfassungsmässigen Kernauftrag – Verteidigung – weiter erfüllen soll, sind Milliardeninvestitionen in die terrestrischen Truppen unabdingbar.

Eine Mogelpackung

Der Bericht des Verteidigungsministers ist eine Mogelpackung. Er gaukelt Transparenz vor, schweigt sich aber darüber aus, was Kampffjets, Luftabwehr, Kampfpanzer, Haubitzen und Radschützenpanzer kosten. Für diesen Wunsch-katalog reicht ein Investitionsbudget von jährlich 2 Milliarden Franken mittelfristig nie aus.

In militärischen Kreisen gärt die Unzufriedenheit. Armeechef Philippe Rebord prognostizierte unlängst, längerfristig benötige die Armee mehr Mittel, sonst drohten Fähigkeitslücken. Die Milizorganisationen erhöhen den Druck auf Parmelin. Dieser versteckte sich hinter Berichten, kritisiert Stefan Holenstein, Präsident der Schweizer Offiziersgesellschaft.

Parmelin strapaziert die Geduld seiner militärischen Entourage. Er muss aufhören, technokratische Zusatzschlaufen zu absolvieren. Erforderlich ist Klarheit darüber, wie viel Geld er investieren will, um die angejahrten F/A-18 und die musealen Tiger F-5 zu ersetzen. Weitere Zeit verplempern darf Parmelin nicht. Sonst drehen seine Armeepaner weiter im Leerlauf.



Geständnis

Warum ich für Erdogan bin

Der Mann, der im Westen gerne als reaktionärer Diktator verschrien wird, stabilisiert das Land und fördert die Frauen. Man sollte die Türkei zuerst verstehen, bevor man urteilt.

Von Sibel Sarica

Ich hielt ein Taxi an und setzte mich hinten rein. «Woher kommst du?», fragte der Fahrer und schaute lächelnd in den Rückspiegel. Dass ich nicht aus der Türkei war, merkte er wohl daran, dass ich mich anschnallte. Als ich ihm erzählte, dass ich aus Deutschland komme und eine Weile bleiben würde, wunderte er sich. «Was hast du hier zu suchen? Vor allem in Istanbul kannst du nur gut leben, wenn du Geld hast. An deiner Stelle würde ich sofort zurückgehen.»

Eigentlich wollte ich in Istanbul nur ein Praktikum machen. Doch jetzt bin ich schon zwei Jahre hier. Mittlerweile bin ich fest angestellt, lebe auf der asiatischen Seite – und bin mit einem Türken verlobt.

Als Tochter türkischstämmiger Eltern bin ich in Stuttgart geboren und in Deutschland aufgewachsen. Als Teil jener Generation von Deutsch-Türken, welche die Heimat ihrer Vorfahren nur noch vom jährlichen Sommerurlaub kennt, fand ich die Türkei zwar immer schön, war mir aber auch gleichzeitig sicher, dass ich dort nicht würde leben können. Anders als in Deutschland erlebt man Politik in Istanbul in fast allen Lebensbereichen. Während es in Deutschland geradezu tabu ist, andere zu fragen, welche Partei sie wählen, wird hier offen und angeregt diskutiert. Im Café, in der Familienrunde, am Arbeitsplatz. Und das gefällt mir.

Während ich anfangs die deutschen Medien noch mitverfolgt habe, ist mir seit einiger Zeit die Lust dazu vergangen. Diese ewiggleichen Talkrunden über Integrationsprobleme. Das permanente Türkei-Bashing. Das nervt.

Politische und wirtschaftliche Stabilität

Vor einigen Jahren assoziierte man die Türkei in Deutschland noch mit Sonne, Meer und grosser Gastfreundlichkeit. Heute denkt man durch die einseitige Berichterstattung nur noch an Terror und Diktatur. Die Schwarzweissmalerei der westlichen Medien wird der Stimmung im Land und der Person Erdogans nicht gerecht. Und sie führt zu Konflikten.

Besonders falsch fand ich die westliche Berichterstattung über das Referendum zum türkischen Präsidialsystem. Ständig heisst es: «Erdogan bekommt mehr Macht», «die Türkei wird zur Diktatur». Es gehe sogar tatsächlich «um Leben und Tod». Dabei geht es nicht einmal um Erdogan. Das Präsidialsystem stand schon lange vor Erdogan zur Debatte.

In den letzten 94 Jahren gab es 65 Regierungen. Die vielen kurzlebigen Koalitionsregierungen führten zu Wirtschaftskrisen und Militärputschen; Probleme, die dem parlamentarischen System entsprangen. Das Präsidialsystem ist eine langfristige Veränderung für die Türkei und keine kurzfristige Machterhöhung für Erdogan. Nach ihm wird es andere Präsidenten geben. Die Türken wünschen sich politische und wirtschaftliche Stabilität, und ich denke, das Präsidialsystem kann dazu beitragen.



Freier als früher: Präsident Erdogan.

Inzwischen habe ich beruflich von einem privaten Unternehmen zum staatlichen Fernsehsender TRT World gewechselt. Als Journalistin hege ich die Hoffnung, der Welt ein realeres Bild der Türkei zu vermitteln. Auch wenn meine deutschen Freunde teils erschrocken reagieren, wenn ich von der Arbeit bei einem staatlichen Sender erzähle: Ich kann mich hier beruflich ohne Einschränkungen entfalten. Als erster internationaler Nachrichtenkanal der Türkei beschäftigt unser Sender Menschen aus über 40 Nationen. Viele davon sind englische Muttersprachler, die bei unseren Inhalten genauso mitreden wie die Türken.

Auch dass Erdogan die Türkei ins Mittelalter zurückführt und Frauen unterdrücken will, vermag ich nicht zu erkennen. Wenn Erdogan den Minirock verbieten und das Kopftuch gesetzlich einführen möchte – warum hat er es nach fünfzehn Jahren Regierungszeit nicht längst gemacht? Unter seiner «Diktatur» sind so viele Frauen wie noch nie im Parlament. Dank ihm wurden auch wieder Frauen mit Kopftuch an Universitäten zugelassen – was in einem Land mit muslimischem Erbe meiner Ansicht nach erlaubt sein sollte.

Ich selbst verdiene meinen Unterhalt als Frau zu 100 Prozent nach meiner Qualifikation und werde ebenso gut bezahlt wie die männlichen Kollegen – während Frauen in Deutschland im Durchschnitt 21 Prozent weniger Lohn erhalten als Männer. Frauen in der Türkei sind heute freier als früher. In Antalya liegen Frauen im Bikini neben Frauen im Burkini am Strand. Keiner stört sich daran. Europa will uns diktieren, was Freiheit ist? Das Burkini-Verbot von Cannes finde ich in diesem Zusammenhang besonders schräg.

Um die Türken besser verstehen zu können, muss man sich erst einmal in ihre Lage versetzen. Das Land befindet sich aufgrund seiner geopolitischen Lage in einer besonderen Situation. Es ist teilweise umgeben von schwachen, gescheiterten Nachbarn – da ist es nicht einfach, den Terror in den Griff zu kriegen. Als in Frankreich oder Belgien nach diversen Anschlüssen der Ausnahmezustand ausgerufen wurde, war das in Ordnung. Tut Erdogan dasselbe, macht er sich verdächtig. In Europa wird mit zweierlei Mass gemessen.

In den letzten zwei Jahren habe ich in Istanbul Wahlen und Volksabstimmungen, einen Putschversuch und auch einige Terroranschläge miterlebt. Am prägendsten war die Nacht des gescheiterten Putschversuchs letzten Juli. Aber dass – trotz all dieser Ereignisse – das Leben in Istanbul schon am nächsten Tag normal weiterging und die Menschen sich nicht unterkriegen lassen, hat mich tief beeindruckt. Die Menschen hier haben eine unglaubliche Lebensenergie, die sich automatisch auf jeden überträgt, der ihnen offen begegnet.

Sibel Sarica, 30, wuchs in Deutschland auf und arbeitet heute in Istanbul als Journalistin beim staatlichen Nachrichtensender TRT World.

«Wir haben ähnlich getickt»

Ueli Steck hat den Alpinismus weiterentwickelt, indem er das Unmögliche möglich gemacht hat. Für mich war er einer der Besten – wenn nicht der Beste. *Von Reinhold Messner*



Mehr Freude am Leben: Ausnahme-Alpinist Ueli Steck.

Das Besondere an Ueli Steck war, dass er in seiner Zeit, also in den letzten fünfzehn, zwanzig Jahren, wesentlich daran beteiligt war, aus vielen Vorurteilen grosse Geschichten zu machen. Das heisst, er hat das Unmögliche möglich gemacht. Er hat den traditionellen Alpinismus weiterentwickelt. Das ist das, was ich an ihm bewundere.

Natürlich haben vor allem diese Schnellbesteigungen grossen Staub aufgewirbelt. Aber das ist nicht so wichtig. Das waren nur die Voraussetzungen dafür, dass er bestimmte Sachen machen konnte.

Wir sind keine Selbstmörder

Ueli Steck war die zweite Generation nach mir, und jeder Bergsteiger muss in seiner Generation als etwas Neues gesehen werden. Aber im Grossen und Ganzen, wenn man den gemeinsamen Nenner sehen will, dann haben wir sehr ähnlich getickt.

Wie er habe auch ich in meiner Zeit versucht, das von anderen Bergsteigern, von Ärzten und Physiologen als unmöglich Erklärte möglich zu machen. Beim Alpinismus geht es nicht darum, höher oder schneller oder langsamer oder weniger

hoch zu gehen. Es geht auch nicht um richtig oder falsch. Es geht ausschliesslich um möglich oder unmöglich. Diejenigen, die das Unmögliche verwirklichen, sind die grossen Pioniere, die den Alpinismus weitertreiben.

Der Alpinismus ist heute eine weltweite Erscheinung. Es sind nicht mehr die Schweizer oder die Südtiroler oder die Engländer, die die

«Es reicht ein kleiner, faustgrosser Stein, der fällt ihm auf die Finger, und dann ist er weg.»

besten Alpinisten sind. Solche gibt es heute weltweit. Aber Ueli Steck war unter den absolut besten Alpinisten der Welt, um nicht zu sagen: der Beste.

Natürlich gibt es auch ein anderes Phänomen. Zum Teil wird der Alpinismus mehr und mehr zum Tourismus. Was am Matterhorn, am Mont Blanc, am Mount Everest stattfindet, das ist Tourismus. Da wird eine Infrastruktur geschaffen, mit Ärzten, mit Sauerstoffdepots bis hinauf zum Gipfel. Da bucht man seinen Aufstieg im Reisebüro.

Das ist ein schöner Tourismus, aber das interessiert mich nicht. Mit Alpinismus hat das

nichts zu tun. Alpinismus findet nur dort statt, wo alle anderen nicht sind, wo ich in Eigenverantwortung und in Eigenregie in einer gefährlichen Situation agiere. Je grösser die Gefahren sind, desto grösser wird das Abenteuer, das ich dabei erlebe.

Manche glauben, Ueli Steck habe mit dem Tod kokettiert. Aber das ist eine Unterstellung. Niemand von uns kokettiert mit dem Tod. Wir sind keine Selbstmörder. Ich behaupte sogar, dass ein Alpinist mehr Freude am Leben, mehr Lebenslust hat als andere.

Aber für einen Laien ist es eben nicht nachvollziehbar, dass wir mit Absicht dorthin gehen, wo wir umkommen könnten, um nicht umzukommen. Wenn man diese Schizophrenie, diesen Widerspruch, versteht, dann versteht man auch Ueli Steck und mich. Wenn man das nicht versteht, dann versteht man auch uns nicht.

Das Privileg, überlebt zu haben

Wir werden nie erfahren, wie Ueli Steck verunglückt ist. Die Trainingstour, die er machte, ist kein Spaziergang. Das ist eine grosse, schwierige Route. Dass er diese Tour gemacht hat, deutet vielleicht darauf hin, dass er etwas Grösseres vorhatte als angekündigt. Ich kann das nicht beweisen, aber die Wahl der Tour sagt mir das.

Sicher, er ist an einer relativ leichten Stelle gestürzt. Aber wir Menschen machen Fehler. Es kann ein Stein von oben runterkommen. Es reicht ein kleiner, faustgrosser Stein, der fällt ihm auf die Finger, und dann ist er weg. Oder eine Scholle hat sich unerwartet gelöst. Wir können kein Urteil abgeben, und ich werde der Letzte sein, der sagt, Ueli Steck habe einen Fehler gemacht.

Er hat das kleine Quäntchen Glück, das wir alle einmal, vielleicht auch zwei- oder dreimal im Leben brauchen, diesmal nicht gehabt. Wir alle, die wir extremen Alpinismus betreiben, haben ab und zu Glück gehabt. Auch ich. Wenn ich nicht ein paar Mal Glück gehabt hätte, wäre ich heute nicht mehr am Leben. Es ist mein Privileg, dass ich überlebt habe, anders als viele andere aus meiner Generation, die auch besser waren als ich.



Reinhold Messner, 72, ist Bergsteiger und Bestsellerautor. Er hat als erster den Mount Everest ohne Hilfe von künstlichem Sauerstoff bestiegen.

Aufgezeichnet von **Wolfgang Koydl**

Personenkontrolle

De Watteville, Maurer, Markwalder, Huizenga, Riklin, Wigdorovits, Churchill

Die Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs) ehrt den gewesenen Staatssekretär Jacques de Watteville mit dem Prix de l'Europe. Der langjährige Chefdiplomat in Brüssel sei als preiswürdig auserkoren worden, weil er sich nach der Abstimmung vom 9. Februar 2014 in Brüssel «mit grossem Einsatz für den Erhalt der Personenfreizügigkeit» engagiert habe. Was die rührige Nebs in ihrer schriftlichen Laudatio nicht erwähnt: De Watteville konnte nach dem 9. Februar 2014 sein Verhandlungsgeschick nicht wirklich beweisen, weil die EU über die Personenfreizügigkeit gar nicht verhandeln wollte. (rz)

Finanzminister Ueli Maurer weiss, wie man den Bundesrat auf Kurs bringt: Monatelang forderte er mehr Personal für sein Grenzwachtkorps. Er befürchtet, dass die Südgrenze in diesem Jahr noch stärker unter Druck gerät, weil mehr Flüchtlinge übers Mittelmeer nach Italien kommen. Maurer verlangte deshalb zuerst eine Verstärkung der Grenzwaiche mit fünfzig Armeepolizisten. Aber der Bundesrat winkte ab. Dann verkündete er zu bester Sendezeit auf Radio SRF, er überlege sich den Einsatz privater Sicherheitsleute. Dies habe jedoch den Nachteil, dass diese weniger gut ausgebildet seien und mehr kosteten. Vergangene Woche beschloss der Bundesrat die Aufstockung des Grenzwachtkorps um 44 Leute. (hmo)

Christa Markwalder (FDP), Amerika-Liebhaberin, liess den *Sonntagsblick* nach der Rück-

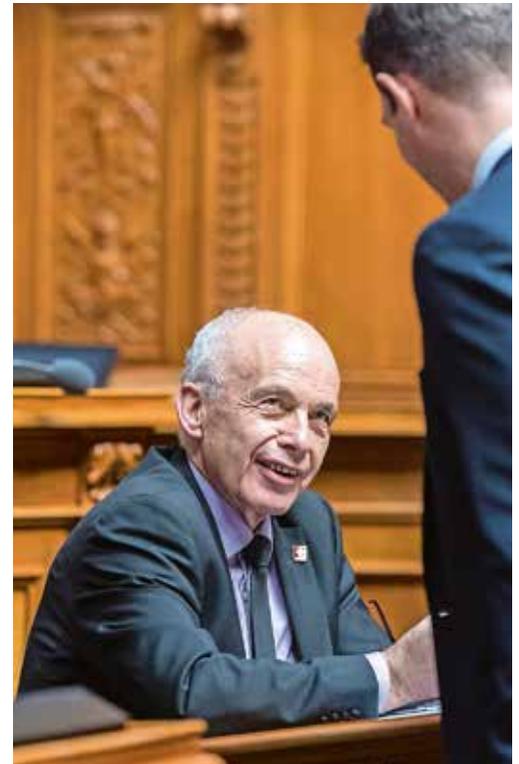


«Keinen Trump-Fan getroffen»: Christa Markwalder.



Preiswürdig: Staatssekretär de Watteville.

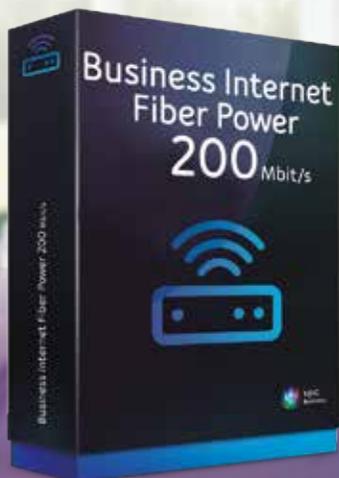
kehr von einer Washington-Reise wissen, sie habe bei ihren Kontakten mit US-Parlamentariern «keinen einzigen Trump-Fan getroffen». Erstaunlich. Schliesslich trat Markwalder auf einem Zweier-Podium gemeinsam mit dem republikanischen Kongressabgeordneten Bill Huizenga auf. Auch im Publikum der Veranstaltung sassen etliche Trump-Freunde. Gegenüber der *Weltwoche* sagt Markwalder: «Es gab vielleicht im Publikum Trump-Anhänger. Als solche in Erscheinung getreten sind diese allerdings nicht.» Eine andere Erklärung liefert Nationalrätin Kathy Riklin (CVP), die ebenfalls an der Reise teilnahm: «Parlamentarier finden meistens nur gut, was sie selber tun.» (fsc)



Aufstockung: Finanzminister Maurer.

Sacha Wigdorovits, Tausendsassa, war beteiligt an den Feierlichkeiten zum 70-Jahr-Jubiläum von Churchills Schweiz-Besuch 1946. Er initiierte nebst anderen Anlässen die European Future Leaders Conference, an der Studenten aus ganz Europa über ihre Vorstellungen über die Zukunft des Kontinents diskutierten. Jetzt liegt der Schlussbericht vor, schwankend zwischen der Forderung nach weitergehender Integration und Kritik am Moloch Brüssel. Bürokratische Strukturen sollten abgeschafft werden, gleichzeitig erschallt der Ruf nach einem Staatenbund in den Bereichen Verteidigung und Aussenpolitik sowie nach «länderübergreifenden öffentlich-rechtlichen europäischen Fernseh- und Radioprogrammen für Information und Kultur». (gut)

Arbeiten auf der Überholspur: das superschnelle Business Internet Fiber Power.



Nur 99.–
pro Monat

Modem
kostenlos



upc.ch/business | Zur Überholspur
044 577 77 99



Ich bin mein Gehirn

Von Urs Gehriger — Was passiert, wenn wir uns verlieben? Wieso wird man homosexuell? Warum glauben Menschen an Gott? Der Neurologe und Bestsellerautor Dick Swaab hat 4000 Hirne in seinem Amsterdamer Labor gesammelt. Ein Exkurs in die Windungen unseres Zentralorgans.



«Die rechte Hälfte des Hirns fällt den Entscheid, und die linke Hälfte kriecht eine halbe bis sieben Sekunden später eine Geschichte dazu.»

«Sie möchten also meine Gehirne sehen?» Er blickt forschend. Mit einem kokettierenden Forschen freilich, denn er weiss ja die Antwort. Jeder, der in das Reich von Professor Swaab eintritt, will sie sehen. Tagelang hat man sich vorgestellt, wo und wie er sie lagert. Ob in Regalen oder in Glasvitrinen, zerlegt in Setzkästen oder eingelegt in Formalin wie bei Doktor Frankenstein.

Professor Swaab weist den Weg über einen Linoleumflur, vorbei an verglasten Labortüren, hinter denen weissgeschürzte Forscher mit Petrischalen hantieren und durch Mikroskope äugen, entlang schmuckloser Korridore, und macht vor einem Holzschrank halt, auf dem geschrieben steht: «Transsexuelle». «Hier lagert die einzige Sammlung von transsexuellen Hirnen auf der Welt», erklärt der Professor und zieht einen Holzrahmen, ähnlich einer Bienenwabe, hervor, in den in feine Scheiben tranchierte Hirnproben gepresst sind.

Seit einem halben Jahrhundert er forscht Dick Swaab am Amsterdamer Institut für Neurowissenschaft das Hirn. 4000 Hirne hat er in einer «Gehirnbank» gesammelt. «Diese fantastischen Maschinen entscheiden über unsere Fähigkeiten, unsere Grenzen und unseren Charakter – wir sind unser Gehirn», sagt Swaab mit glänzenden Augen, nun im Kühlraum angelangt. Dicht gedrängt stehen rund zwanzig Kühltruhen in einer Dunkelkammer, gefüllt mit sezierter Hirnmasse, tiefgefroren bei minus 80 Grad Celsius.

Eigentlich wollten wir von Professor Swaab etwas über die tieferen Gründe von Liebe, Sex und Gott erfahren. Doch bald sprechen wir von Leiden, Drogen und Gewalt. Viele Menschen setzten ihren Kopf leichtsinnig gravierenden Gefahren aus und somit geistigem Zerfall, so Swaab, und er postuliert: «Sport ist Mord.» Doch fangen wir erbaulich an – an dem Punkt, wo jedes Jahr alles neu beginnt.

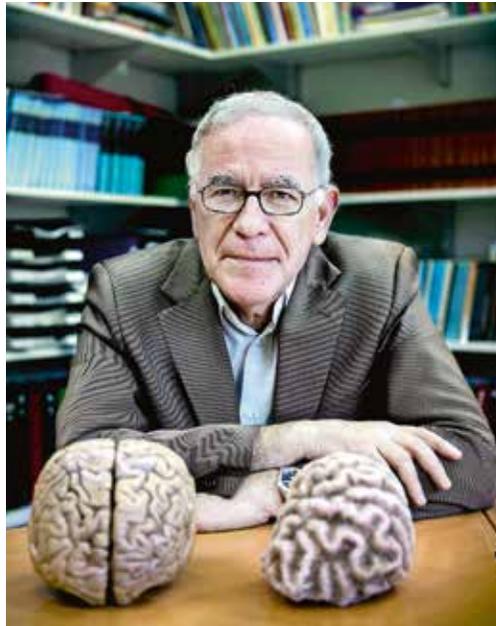
Professor Swaab, was geschieht in unserem Gehirn, wenn der Frühling erwacht?

Eine ganze Menge, denn wir sind saisonale Geschöpfe. Es gibt Menschen, die extreme Schwankungen durchmachen. Sie erleben eine Hypomanie im Sommer und tiefe Depressionen im Winter. Auslöser ist das Licht. Licht spielt in unserem Leben eine Schlüsselrolle. Der Wissenschaftler Gabriel Schreiber hat über 2131 Schlachten der vergangenen 3500 Jahre untersucht. Er hat herausgefunden, dass die Entscheidung, einen Krieg zu beginnen, meistens im Sommer fällt. Der Entscheid hat weniger mit militärischer Strategie als mit der Menge an Tageslicht zu tun. Und mit der Temperatur. Jeder kennt die energiegeladene Stimmung im Sommer. In den heissen Sommerwochen kommt es manchmal zu regelrechten Aggressionsausbrüchen.

Wenden wir uns Erfreulicherem zu. Was geschieht im Gehirn, wenn wir uns verlieben?

Sich verlieben ist ein interessantes Phänomen. Denn es zeigt exemplarisch, wie wir unsere Entscheide fällen.

Sie sprechen von «Entscheiden». Was ist mit dem rasenden Herzen, das unsere Sinne betört?



«Monotonie ist Gift fürs Gehirn»: Swaab.

Das Herz rast, aber das ist nicht die Ursache, sondern die Folge der Liebe. Es gibt Leute, die sagen, sie würden aus dem Bauch heraus oder mit dem Herzen entscheiden. Das ist ein Irrtum. Bloss weil das Herz pocht, ist das Herz nicht verantwortlich für unsere Entscheide. Es pocht, weil das Hirn etwas Aussergewöhnliches registriert hat. Es ist das Hirn, das alles in uns steuert.

Sich Hals über Kopf zu verlieben, ist in Wirklichkeit also nichts anderes als ein nüchterner Kopfentscheid.

Ein Kopfentscheid schon, aber kein nüchterner. Es ist verrückt, denn einer der wichtigsten Entscheide, der unser ganzes Leben beeinflussen kann – die Partnerwahl – geschieht unbewusst. Dabei steigt das Stresshormon Cortisol an, es hemmt den frontalen Kortex, den

«Bloss weil das Herz pocht, ist das Herz nicht verantwortlich für unsere Entscheide.»

vorderen Bereich des Gehirns, der für Planung, Initiative, Sprache und Motorik zuständig ist. Für ein Jahr ist man ausser Gefecht, erst dann sinkt das Cortisol wieder, und man kann darüber urteilen, ob die Wahl gut war oder nicht. Aber in der Regel ist es dann zu spät.

«Ausser Gefecht» – was meinen Sie damit?

Verliebte stehen unter einem extremen Einfluss von Stresshormonen. Das heisst,

man funktioniert nicht mehr sehr gut. Wenn wir uns verlieben, werfen wir alle Hemmungen über Bord. Die Hirnsysteme, die unser Sexualverhalten ständig im Zaum halten, sind geschwächt. Man fokussiert auf diese eine Person. Das Belohnungssystem, das uns ein angenehmes Gefühl verschafft und Dopamin als chemischen Botenstoff verwendet, ist besonders aktiv. Dieses Belohnungssystem ist nicht bloss am Verliebtsein beteiligt, sondern an allem, was wir als angenehm empfinden, auch am Suchtverhalten. Das erklärt, warum wir unter heftigen Entzugserscheinungen leiden, wenn eine solch intensive Beziehung plötzlich zerbricht.

Sie sagten, das Verliebtsein sei exemplarisch für die Art, wie wir im Leben Entscheide fällen würden.

Ja, alle unsere Entscheide fällen wir auf diese Art. Die rechte Hälfte des Hirns fällt den Entscheid, und die linke Hälfte kreiert eine halbe bis sieben Sekunden später eine Geschichte dazu.

Eine Interpretation?

Ja, eine Geschichte, die den Entscheid logisch erscheinen lässt.

Es kann also sein, dass wir einen «falschen» Entscheid im Nachhinein mit der linken Hirnhälfte beschönigen. Aufgrund von was entscheiden wir denn überhaupt?

Nehmen wir zum Beispiel einen Kunstkenner. Er hat sich sein ganzes Leben mit Kunst befasst und ist fähig, eine Fälschung zu erkennen. Wenn man ihn nach dem Grund fragt, sagt er: «Ich weiss es nicht, aber das Bild gibt mir ein schlechtes Gefühl.» Dann versucht er, darüber nachzudenken und sein Gefühl mit Argumenten zu begründen. Aber sein Entscheid ist bereits gefällt, im Unbewussten. Informationen, die er über die Jahre gesammelt hat, werden für den Entscheid berücksichtigt.

Wenn unsere Entscheide weitgehend unbewusst gefällt werden, gibt es dann überhaupt einen freien Willen?

Nach dem derzeitigen Kenntnisstand der Neurobiologie kann von einer völligen Freiheit nicht die Rede sein. Bei der riesigen Zahl komplexer Entscheidungen, die wir zu fällen haben, wäre es unmöglich, jedes Mal sorgfältig und bewusst alle Pro- und Kontra-Argumente abzuwägen.

Wenn wir eine Wahl treffen, tun wir dies also unbewusst aufgrund unserer Erfahrungen. Was sonst prägt unsere Entscheide?

Die DNA, unser Erbgut, das uns zu Beginn des Lebens mit auf den Weg gegeben wurde. Rund 50 Prozent unseres Gehirns sind durch unsere Gene vorbestimmt. Beim Intelligenzquotienten sind es 80 Prozent, die von den Genen determiniert werden. Es ist also extrem wichtig, dass wir unsere Eltern gut auswählen ... (Lacht) >>>

Wer rastet, der rostet

Strategien, wie Sie Ihr Hirn fit halten können.

Von Dick Swaab

Wer heute seine Geburt überlebt, hat eine gute Chance, achtzig Jahre alt zu werden. Doch möchten wir ja nicht nur alt werden, sondern dabei auch körperlich und geistig gesund bleiben. Deshalb sollten wir vor allem verhindern, an Alzheimer zu erkranken, der häufigsten Form von Demenz. Ich sehe Alzheimer als eine verfrühte, beschleunigte Form der Gehirnalterung. Unsere DNS und andere Komponenten unserer Zellen werden im Lauf unseres Lebens immer wieder beschädigt, doch Hirnzellen verfügen über effiziente Reparaturmechanismen. Die wenigen Schäden, die sich nicht haben beheben lassen, akkumulieren sich im Lauf des Lebens und bewirken den Alterungsprozess.

Das Risiko, an Alzheimer zu erkranken, wächst exponentiell mit dem Alter. Auch wenn es keine klaren klinischen Symptome gegeben hat, können wir bei den meisten über 75-Jährigen durch mikroskopische Untersuchungen des Gehirns nach deren Tod feststellen, dass die Alzheimerkrankheit begonnen hat. Es gibt aber grosse individuelle Unterschiede, was das Tempo der Gehirnalterung betrifft.

Die Chance, gesund zu altern, wird vor allem bestimmt durch die Effizienz, mit der Beschädigungen der Zellen repariert werden. Anregung der Hirnfunktionen wirkt sich positiv aus auf die Reparatur beschädigter Hirnzellen. Wenn jedoch das Hirn stärker beschädigt wird, zum Beispiel durch wiederholte Hirntraumata, kann dies zu verfrühter Hirnalterung und Alzheimer führen. Hirnverletzungen durch Boxen können eine Kaskade chemischer Folgen auslösen, die zu Alzheimer und anderen neurodegenerativen Krankheiten wie zum Beispiel Parkinson führen.

Vorsicht mit Medikamenten

Sehr alte, noch immer geistig rege Menschen haben die verschiedensten Ratschläge dafür parat, was wir essen und trinken sollen. Doch die Fähigkeit, ohne Alzheimer alt zu werden, ist zu rund 50 Prozent genetisch bedingt. So gibt es Familien, in denen Menschen mit gutfunktionierenden Gehirnen sehr alt werden. Das Protein APOE ϵ 4 ist ein wichtiger genetischer Alzheimer-Risikofaktor. Bei Menschen, die ein APOE ϵ 4 haben, ist das Risiko, an Alzheimer zu erkranken, dreimal grösser;

und wer auf beiden Chromosomen APOE ϵ 4 hat, bei dem ist das Risiko fünfzehnmal so gross.

Um Alzheimer hinauszuschieben, muss man so viele Hirnreserven wie möglich aufbauen, und zwar durch Stimulation des Hirns. Weil die Hirnalterung bereits in den Entwicklungsjahren einsetzt, sollten wir damit so früh wie möglich beginnen. Eine Sprache zu lernen, ist ein sehr starker Stimulus für die Hirnentwicklung, und zwar über die typischen, die Sprache betreffenden Hirnareale wie das Broca- und das Wernicke-Areal hinaus. Bei Kindern, die zweisprachig aufwachsen, gibt es einen so starken zusätzlichen Stimulus für die Hirnentwicklung, dass zusätzliche kognitive Reserven aufgebaut werden und die betreffenden Menschen vier bis fünf Jahre später an Alzheimer erkranken als Menschen, die nur über eine Sprache verfügen. Deswegen ist Bildung auch ein wich-



Tanzen im Alter kann Demenz hinausschieben.

tiger Faktor für das Hinausschieben von Alzheimer. Wer acht oder mehr Jahre lang zur Schule geht, bei dem reduziert sich das Risiko der Auswirkungen von APOE ϵ 4 auf Demenz.

Was gut für die Blutgefässe ist, ist auch gut für unser Hirn. Das bedeutet, dass hoher Blutdruck, hohes Plasmacholesterin und Diabetes sorgfältig behandelt werden sollten und dass man weder dick werden noch rauchen sollte. Die chronische Anwendung von Schlafmitteln erhöht das Risiko, an Alzheimer zu erkranken. Benzodiazepine – der Wirkstoff der meisten Schlaf-tabletten – und Alkohol behindern die Bildung von Nervenzellen und können die Entwicklung von Alzheimer beschleunigen. Vorsicht mit Medikamenten: Ältere Menschen nehmen oft so viele Medikamente, dass sie wegen deren Wirkung dement erscheinen. Überprüft man ihre

Medikamente, geht es ihnen oft rasch besser. Bekannt ist auch die förderliche Wirkung körperlicher Aktivitäten. Man sollte sich täglich eine halbe Stunde lang intensiv bewegen. Bewegung verringert das Risiko von Diabetes, der seinerseits ein Risikofaktor für Alzheimer ist. Wenn ältere Menschen sich zu Musik bewegen, hat das eine stärkere Wirkung, als wenn sie dies ohne Musik tun. In China tanzen Menschen in Strassen und Parks, um fit zu bleiben. Im Alter noch ein Musikinstrument zu lernen, kann Demenz hinausschieben. Bei älteren Menschen, die regelmässig anspruchsvolle Spiele wie zum Beispiel Schach spielen, verzögert sich das Einsetzen von Alzheimer um rund vier Jahre. Schach ist der ungefährlichste Sport.

Tag-Nacht-Rhythmus

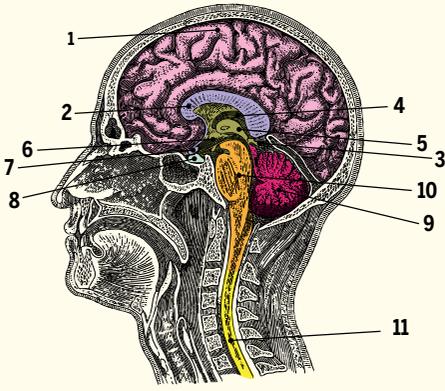
Aufgrund all dieser Beobachtungen stellte sich für Forschende die entscheidende Frage: Ist es möglich, Neuronen, die von Alzheimer befallen sind, durch Stimulation wieder zum normalen Funktionieren zu bringen? Wir haben dieses Prinzip am Hirnsystem getestet, das unseren Tag-Nacht-Rhythmus reguliert. Dieses System wird bei einer Alzheimer-Erkrankung schon früh gestört. Alzheimer-Patienten schlafen deshalb oft tagsüber ein und sind dafür nachts ruhelos. Dann stehen sie oft auf, gehen aus dem Haus und irren umher.

Ältere Lebenspartner halten so etwas nur wenige Tage und Nächte lang aus. Die Störung des Tag-Nacht-Rhythmus ist deshalb einer der Hauptgründe dafür, dass jemand in ein Pflegeheim kommt. Wir stellten fest, dass es tatsächlich möglich ist, das sogenannte zirkadiane System zu stimulieren, indem man für hellere Beleuchtung der Räume sorgte, in denen die Dementen sich aufhielten, und indem man ihnen eine Stunde vor dem Schlafengehen Melatonin (das natürliche Schlafhormon) verabreichte. Dies verbesserte ihren Tag-Nacht-Rhythmus, sie waren nachts weniger unruhig, ihre Stimmung verbesserte sich, und sie schnitten bei psychologischen Tests besser ab. Diese Therapie betraf wohlgerneht nur die innere Uhr und nicht die Alzheimer-Krankheit. Dennoch wurde dabei klar, dass es prinzipiell möglich ist, bei Alzheimer-Patienten Hirnfunktionen wiederherzustellen, wenn man die richtigen Stimuli anwendet. Das ist eine wichtige Tendenz für die gegenwärtige Hirnforschung.

Es ist möglich, die Alzheimerkrankheit hinauszuzögern, indem wir unser Hirn stimulieren. Das Prinzip lautet: «Wer rastet, der rostet.»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Das menschliche Gehirn



1. **Hirnrinde** (Cortex), zuständig für Planung, Sprache, Gehör, Gedächtnis, Motorik.
2. **Balken** (Corpus callosum), Verbindung zwischen linker und rechter Hirnhälfte.
3. **Zirbeldrüse** (Epiphyse), produziert nachts das Schlafhormon Melatonin.
4. **Gewölbe** (Fornix), ist an der Einspeicherung von Gedächtnisinhalten von Kurz- und Langzeitgedächtnis beteiligt, spielt beim Lernen eine wichtige Rolle.
5. **Thalamus**, hierhin gelangen die Informationen aus den Sinnesorganen und dem Gedächtnis.
6. **Hypothalamus**, das wichtigste Steuerzentrum des vegetativen Nervensystems, von wesentlicher Bedeutung für das Überleben des Einzelnen und der Gattung.
7. **Sehnervkreuzung** (Chiasma opticum), hier kreuzen sich Nervenfasern aus dem Auge, von einer Seite auf die Gegenseite.
8. **Hypophyse**, über diese Schnittstelle reguliert das Gehirn die Freisetzung von Hormonen für Wachstum, Fortpflanzung und Stoffwechsel.
9. **Kleinhirn** (Cerebellum), hat eine wichtige Rolle bei Planung, Lernen, Koordination von Bewegungen.
10. **Hirnstamm**, steuert überlebenswichtige Funktionen wie Atmung, Blutdruck und Reflexe.
11. **Rückenmark**

QUELLE: DICK SWAAB: «WIR SIND UNSER GEHIRN»

Mit anderen Worten: Wenn wir auf die Welt kommen, ist unser Leben bereits stark vorgezeichnet?

In der Frühphase in der Gebärmutter prägen Erbfaktoren und Umwelteinflüsse die Struktur und die Funktion des Gehirns für den Rest unseres Lebens. Viele Fähigkeiten und Talente werden uns bereits im Stadium des Fötus mitgegeben. Aber auch Handicaps wie Suchtrisiko, aggressives Verhalten, unsere Veranlagung, an ADHS, an Depressionen oder Schizophrenie zu erkranken. Auch pädophile Verhaltensstrukturen. Und unsere Sexualität und sexuelle Identität: ob man sich als Mann oder Frau fühlt und zu welchem Geschlecht wir uns hingezogen fühlen. All das wird während der Schwangerschaft in der Gebärmutter be-

stimmt und ist zum Zeitpunkt der Geburt weitgehend ausgeprägt.

Welche Faktoren entscheiden darüber, ob ein Mensch hetero- oder homosexuell wird oder nicht?

Es gibt ein weites Feld zwischen Hetero- und Homosexualität. Alfred Kinsey hat eine Skala von eins bis sechs entworfen. Er selbst stufte sich in die Mitte ein, bekannte sich also als bisexuell. Wo man auf der Skala steht, ist zu rund 50 Prozent genetisch bedingt. Welche Gene für die sexuelle Orientierung verantwortlich sind, ist bislang allerdings unbekannt. Weitere Faktoren sind Hormone und andere Substanzen, die in der Schwangerschaft auf die Gehirnbildung einwirken. So können Nikotin und Amphetamine, welche die Mutter während der Schwangerschaft einnimmt, die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass eine Tochter lesbisch wird.

Wer also behauptet, Homosexuelle seien «Entgleiste», die auf den «rechten Weg» therapiert werden müssten, argumentiert wider die Natur?

Man hat alles Erdenkliche und Grausame versucht, um Homosexuelle in Heterosexuelle

Der Orgasmus ist die Belohnung unseres Gehirns für unseren Fortpflanzungseffort.

umzuwandeln: Einsperren, Elektroschocks, Hormonbehandlung mit Testosteron oder Östrogen, Kastration. Ohne jeglichen Erfolg. Aber mit grossem Leid für die Betroffenen. Viele wurden in den Selbstmord getrieben. Und noch heute werden Homosexuelle vielerorts verfolgt. In verschiedenen afrikanischen Staaten wird Homosexualität mit dem Tod bestraft. Im Iran ist es seltsam: Homosexuelle werden erhängt, aber Transsexuelle werden operiert.

Obschon sich Homosexuelle deutlich weniger fortpflanzen, sind die entsprechenden genetischen Faktoren während der Evolution nicht verschwunden. Wie erklären Sie sich dieses erstaunliche Phänomen?

Die plausibelste Antwort ist: Derselbe Genesatz, der Homosexualität begünstigt, wirkt sich positiv auf die Fruchtbarkeit aus. Wenn diese Gene an heterosexuelle Geschwister weitergegeben werden, steigen deren Chancen, überdurchschnittlich viele Kinder zu bekommen. So bleiben die Gene weiter im Umlauf.

Sie sagen: «Sex beginnt und endet im Gehirn.» Vom Gehirn aus würden die Geschlechtsorgane über das Rückenmark und das vegetative Nervensystem auf den wirklichen Zweck unseres Daseins vorbereitet: das Befruchten der Eizelle, was unsere Fortpflanzung sichert. Ist der Orgasmus dabei eigentlich bloss ein Nebenprodukt?

Der Orgasmus ist die Belohnung unseres Gehirns für diese Leistung. Die Ausschüttung belohnender Substanzen wie Dopamin bereitet uns so viel Spass, dass heute sieben Milliarden Menschen die Erde bevölkern. Ohne Orgasmus hat der Mann in der Regel keine Ejakulation. Folglich gibt es ohne Orgasmus auch kaum eine Fortpflanzung, richtig? Der Orgasmus geht zusammen mit der Ejakulation, in diesem Sinne ist ein Orgasmus beim Mann nötig.

Welche Rolle spielt der weibliche Orgasmus?

Bei der Frau ist der Orgasmus nicht zwingend nötig für die Fortpflanzung. Allerdings ist die Forschung überzeugt, dass Samen besser zur Eizelle transportiert werden, wenn auch die Frau einen Orgasmus hat. Somit ist die Chance auf eine Befruchtung tendenziell höher, wenn beide den Höhepunkt erleben. Ausserdem hat der Orgasmus einen bindenden Effekt, indem er im Hypothalamus das «Love-Hormon» Oxytocin ausschüttet. Es fördert die soziale Bindung zwischen den Menschen.

Sind die Kinder einmal auf der Welt, jagt eine Sorge die andere. Besonders turbulent zu und her geht es, wenn sie das Pubertätsalter erreichen. Bitte erklären Sie, was während dieser rebellischen Phase im Hirn eines Teenagers abgeht.

Während der Pubertät gelangen Jugendliche in das reproduktive Alter. Sie sollten sich jedoch nicht in der angestammten Umgebung vermehren, sonst kommt es zu einer Akkumulation von Mutationen, von kleinen Fehlern auf der DNA, und folglich zu Missbildungen. Also beginnen sich Jugendliche von den Eltern zu distanzieren. Dabei haben sie keinen klaren Plan, sie denken nur kurzfristig. Sie suchen Abenteuer, sie suchen das Weite, andere Gruppen, andere Länder. Das ist der biologische Vorteil

TOSKANA



Spezialangebot

Eine Woche inklusive Halbpension ab 370 EUR pro Person im Doppelzimmer. Wir bieten neun Doppelzimmer mit allem Komfort, Bad/Dusche, Telefon, TV, Minibar sowie organisierte Ausflüge mit Kleinbus. Kinder bis fünf Jahre 30 EUR pro Tag, ab sechs Jahren 40 EUR pro Tag. Weitere Informationen: **Casa Mazzoni**
Tel.: +39 05 64 56 74 88 · E-Mail: info@casamazzone.it · www.casamazzone.it
 Wir sprechen Deutsch!



der Pubertät. Aber für die Eltern ist es natürlich ein emotionales Desaster.

Jugendliche warten mit allerlei Überraschungen auf, Konflikten mit Lehrern oder der Polizei. Oder sie kommen mit tätowiertem Körper nach Hause, buchstäblich gezeichnet fürs Leben. Gehört das auch zum Ablösungsprozess?

Sie suchen nach Abenteuern, mit welchen sie die Bindung zu ihren Eltern durchtrennen. Je mehr die Eltern ihre Taten kritisieren, desto eher werden sie sie begehen. Es nützt nichts, wenn man emotional reagiert oder ihnen droht. Jugendliche sind sehr empfänglich für Belohnung, werden aber immun gegen Bestrafung. Auch das gehört zum Ablösungsprozess. Wenn sie auf Bestrafung ansprechen würden, wäre es den Eltern möglich, sie zu Hause zu halten, was für die Entwicklung und Fortpflanzung wiederum schädlich wäre. Ist



«Für ein Jahr ist man ausser Gefecht.»

Die Hemmschwelle sinkt. Unsere frontale Hirnrinde, der Cortex, hält uns dauernd im Zaum. Er zügelt unser Sexual- und Aggressionsverhalten. Wenn man die frontale Hirnrinde mit Alkohol blockiert, werden die Zügel gelockert, und Menschen können grundlos extrem aggressiv werden und sich in Schlägereien verwickeln.

Welcher Teil des Hirns ist im Alltag für Verletzungen am meisten gefährdet?

Die Hirnrinde. Das Hirn schwimmt in einer Flüssigkeit. Wenn man dem Kopf einen Schlag versetzt, prallt das Hirn wie eine träge Masse zuerst auf der Schlagseite und anschliessend auf der gegenüberliegenden Seite auf. Was besonders beim Boxen andauernd geschieht.

Sie bezeichnen Boxen als «Neuropornografie». Wie kommen Sie darauf?

Bei einem Boxmatch wird unter ekstatischer Beteiligung des Publikums das Entstehen neurologischer Schäden in allen Einzelheiten zelebriert: schwankender Gang, Sprachstörungen, verdrehte Augen, ab und zu ein epileptischer Anfall, Hirnblutungen. Vierhundert Boxer wurden seit dem Zweiten Weltkrieg unter Aufsicht von Boxverbänden totgeschlagen. Bis zu 80 Prozent der Profiboxer leiden unter Langzeitschäden. Im Fachjargon spricht man von «punch-drunk»: Es handelt sich um Koordinationsprobleme, Verhaltensstörungen, Symptome von Parkinson. Wenn Boxen charakterbildend ist, dann steckt der Charakter nicht im Hirn, denn dort ist nur Abbau zu beobachten.

Sie gehen noch weiter und sagen: «Sport ist Mord.» Ein bisschen Bewegung tut wohl keinem schlecht, oder?

Nun, das sagen Sie so. Fünfzehn Prozent der Querschnittslähmungen entstehen beim Sport. Selbst Christopher Reeve alias «Superman» hat es beim Sport erwischt. Er fiel vom Pferd und brach sich das Genick. Hier in den Niederlanden haben wir jährlich 1,5 Millionen Sportunfälle mit nachfolgendem Klinikaufenthalt. Hörten wir mit dem Sport auf, könnten wir ganze Abteilungen schliessen.

Könnten Sie nicht. Denn dann gäbe es mehr Kreislauf- und Herzkrankheiten.

Nicht zwingend. Mit simplem Gehen kann man den Körper ausreichend in Schwung halten. Und wenn man trotzdem unbedingt Sport treiben will, sollte man Schach spielen. Ein besonders schwerwiegendes Problem unserer Gesellschaft ist die Gewalt. Warum sind gewisse Menschen aggressiver als andere?

Was zuerst auffällt, ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern. Jungen sind aggressiver als Mädchen. Der Anstieg des männlichen Testosterons, das die Jungen ab der mittleren Phase ihrer Embryonalentwicklung selbst produzieren, macht sie lebenslang aggressiver. Mit dem Ansteigen des Testosteronspiegels in der Pubertät steigt auch die Bereitschaft zum Mord. Män-

«Jugendliche sind empfänglich für Belohnung, werden aber immun gegen Bestrafung.»

ner begehen fünfmal so viele Morde wie Frauen. Der Spitzenwert im aggressiven Verhalten liegt zwischen 20 und 24 Jahren. Neben Testosteron spielen andere Faktoren eine Rolle. Bei Männern, deren Mütter während der Schwangerschaft stark unterernährt waren, ist die Gefahr, dass sie antisoziale Persönlichkeitsstörungen erleiden,

Dick Swaab

Der Niederländer Dick Swaab, geboren 1944, gilt als einer der international führenden Hirnforscher. Er war Professor für Neurobiologie an der Universität Amsterdam und Direktor des Niederländischen Instituts für Hirnforschung. Swaab ist Autor des Bestsellers «Wir sind unser Gehirn», der in fünfzehn Sprachen übersetzt wurde. In dem Buch, faszinierend und ohne viel Fachjargon geschrieben, erklärt er die Entwicklung und die hochkomplexe Funktion unseres Gehirns – vom Mutterleib bis zum Tod.

Swaab ist Gründer der Niederländischen Hirnbank (www.brainbank.nl), einer gemeinnützigen Organisation, die menschliches Gehirngewebe von gesunden Menschen sowie Spendern mit verschiedenen neurologischen und psychiatrischen Erkrankungen sammelt. Rund viertausend Menschen haben ihre Hirne nach ihrem Ableben der Organisation zur Verfügung gestellt. Die Gewebe werden Wissenschaftlern aus aller Welt zu Forschungszwecken bereitgestellt, mit dem Ziel, das Funktionieren des Gehirns zu verstehen und Therapien für neurologische und psychiatrische Erkrankungen zu entwickeln. (geh)



die Ablösung einmal vollzogen, kommen sie wieder zurück zu den Eltern, zumindest in vielen Fällen. Einige bleiben für immer auf Distanz.

Funktioniert die Ablösung bei Mädchen und Jungen ähnlich?

Das Verhältnis von Mutter und Tochter birgt oft grössere Probleme als das von Vater und Sohn. Es findet ein Wettbewerb statt. Eine junge Frau ist eine Gefahr für alle Frauen. Die Männer in der Umgebung sind mehr angezogen von jungen als von älteren Frauen. Das stecken die älteren oft nicht einfach weg.

Viele Jugendliche konsumieren Drogen. Neben Cannabis ist besonders Alkohol sehr verbreitet. Oft kommt es nach Alkoholexzessen zu Gewaltausbrüchen. Warum eigentlich?

mehr als doppelt so hoch. Auch der Alkohol-, Medikamenten- oder Nikotinkonsum der Mutter spielt eine Rolle. Und auch die relativ späte Entwicklung des präfrontalen Kortex, also des vorderen Bereichs der Hirnrinde, der impulsives Verhalten zügelt und moralisches Handeln fördert. Gerade weil sich diese Hirnstruktur spät entwickelt, plädiere ich dafür, dass das Erwachsenenstrafrecht erst angewandt wird, wenn das Hirn im Alter von 23 bis 25 Jahren vollständig ausgebildet ist.

In fast allen Kulturen legen Religionen einen moralischen Kodex fest, der das Zusammenleben der Gesellschaft regeln soll. Wie wirkt sich der Glaube auf unser Gehirn aus?

Einige Kirchen behaupten, wir hätten die Moral aus der Religion. Aber Affengesellschaften haben ähnliche moralische Regeln wie wir. Macht man Experimente mit ihnen, wollen auch sie für ihre Arbeit belohnt werden. Sie wehren sich gegen das Missbrauchen ihrer Kinder. Sie haben Angst vor Strafe. Sie werden nervös, wenn sie eine Regel brechen. Moralische Regeln sind notwendig, damit eine Gesellschaft funktionieren kann. Sie sind in der DNA festgeschrieben und werden nicht von der Kirche gelehrt. Abgesehen davon: Das Ausmass des Kindesmissbrauchs in der katholischen Kirche, der Schaden, der jungen Menschen für den Rest ihres Lebens zugefügt wurde, lässt mich daran zweifeln, ob die Kirche eine moralisch positive Auswirkung hat.

Trotzdem sind die meisten Menschen religiös. Verfügen die Menschen über ein Gottesgen?

Der Genetiker Dean Hamer hat ein sogenanntes Gottesgen entdeckt, bei dem kleine Variationen das Ausmass der Spiritualität bestimmen. Aber wahrscheinlich

«Moralische Regeln sind in der DNA festgeschrieben und werden nicht von der Kirche gelehrt.»

handelt es sich nur um eines von vielen beteiligten Genen. Für den Grad unserer Spiritualität spielen chemische Botenstoffe wie Serotonin eine Rolle. Die Anzahl der Serotoninrezeptoren im Gehirn korreliert mit dem Ausmass der Spiritualität. Schliesslich hängt unsere Religiosität jedoch primär davon ab, in welches soziale Umfeld man geboren wird respektive wie dieses spirituelle Gefühl mit religiösen Inhalten gefüllt wird.

Man wird also nicht als religiöse Person geboren, sondern wird dazu erzogen?

Ja, kleine Kinder haben keinen Glauben. Er wird ihnen im frühen Kindesalter, in



«Affen haben ähnliche moralische Regeln.»

welchem Menschen sehr empfänglich sind, von gläubigen Eltern und Religiösen eingepflegt. Oft wird die Religion sogar indoktriniert.

Kann man es dem Hirn ansehen, wenn jemand spirituell ist?

Es gibt Studien mit Nonnen, die zeigen, dass man auf einem Scan spirituelle Erfahrungen ablesen kann. Je nach Ausmass der Spiritualität sieht man, dass verschiedene Hirnstrukturen aktiviert sind. Wenn man ein spirituelles Erlebnis hat, werden Belohnungszentren stimuliert. Aber man stellt dasselbe fest, wenn ein Mensch einen guten Film schaut oder ein spannendes Buch liest. Oder wenn er Drogen konsumiert. LSD, Meskalin oder Psilocybin, das aus Pilzen gewonnen wird, können mystische und spirituelle Erlebnisse auslösen.

Sehen die Gehirne von brillanten Menschen wie Einstein oder Mozart eigentlich anders aus als die von Durchschnittsmenschen?

Der Kortex lässt sich in verschiedene Gebiete einteilen. Während der Entwicklung bilden sich gewisse Teile mehr aus als bei anderen Menschen. Die grösseren Gebiete geben dem Besitzer einen Vorteil. Bei Menschen mit ausgeprägten Fähigkeiten sind die Verbindungen zwischen linker und rechter Hirnhälfte stärker ausgebildet.

Grösse spielt also eine Rolle?

Man sieht bei Gehirnen von Kleinkindern, die man verwahrlosen liess, einen deutlichen Grössenunterschied zu jenen normaler Gleichaltriger. Auch bei intelligenten Menschen sieht man einen Grössenunterschied. Ein brillanter Geiger hat ein bestimmtes Gebiet in der Hirnrinde, das durch die virtuose Bewegung seiner Finger besonders stark ausgeprägt wurde. Wenn ich jeweils meine Studenten dabei beobachte, wie sie mit ihren Daumen über die Smartphones flitzen, stelle ich mir vor, dass sie in ihrer Hirnrinde eine gigantische «Daumen»-Stelle besitzen müssen.

Bei einer Alzheimer-Erkrankung stellt man einen Schrumpfungprozess des Hirns fest.

Gibt es Wege, wie man den Zerfall bremsen kann?

Jeder hat sein eigenes Geheimrezept, um alt zu werden und gleichzeitig klar im Kopf zu bleiben. Die einen schwören auf ein Glas Wein zum Essen, andere auf eine Zehe Knoblauch. Doch hohes Alter und Klarsicht sind zur Hälfte durch die DNA vorbestimmt. Alle Menschen, die sehr alt werden und geistig fit bleiben, haben Familienmitglieder, die alt und clever sind oder es waren.

Und was ist mit all jenen, die mit weniger guten Genen gesegnet sind? Besteht für sie auch Hoffnung?

Ja, sie können ihr Hirn durch Stimulanz fit halten. Je früher man beginnt, desto besser. Sprache ist ein extremer Stimulus für die Hirnentwicklung. Das ist eine gute Nachricht für die Schweizer, die fast alle mehrere Sprachen sprechen. Bei mehrsprachigen Menschen kann Alzheimer bis zu fünf Jahre aufgeschoben werden. Auch eine gute Bildung hilft gegen Alzheimer. Ebenso ein interessanter Job mit viel Abwechslung. Monotonie hingegen ist Gift fürs Gehirn. Um sein Hirn fit zu halten, sollte man besonders nach der Pensionierung geistig aktiv bleiben: Schach spielen, lesen, musizieren, Filme schauen, reisen, tanzen oder einfach weiterarbeiten. Letztlich aber hängt es von vorbestimmten Faktoren ab, ob wir langsam ausblenden oder mit einem Paukenschlag aus dem Leben verschwinden.



Dick Swaab: Wir sind unser Gehirn – Wie wir denken, leiden und lieben. Knauer, 512 S., Fr. 17.90
Im Herbst erscheint vom gleichen Autor: «Unser Gehirn und die Welt – Wie wir leben, lernen und arbeiten».

Schenken Sie ihm Kirschstengeli.

Lindt
BATONS KIRSCH KIRSCHSTENGELI

Linksideologen des Asphalts

Von Christoph Mörgeli

Am meisten Strassen und Plätze gibt es in den Städten. Am meisten Linke gibt es in den Städten. Die Folge ist, dass die Linken die städtischen Strassen und Plätze nach ihrer Ideologie benennen. Und natürlich auch nach ihren Ideologen. Und zwar immer hemmungs- und schamloser. Noch 2014 hiess der drittichtigste Umsteigeknoten des öffentlichen Verkehrs in der Stadt Bern «Ausserholligen». Doch seither heisst das altbekannte Ausserholligen neu «Bern Europaplatz».

Warum wird eine jahrhundertalte Flurbezeichnung ausradiert und zum EU-kompatiblen «Europaplatz»? Gemäss Bund hätten die «an diesem Platz ansässigen Institutionen» eine Umbenennung gewünscht. Im Klartext sind dies die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) des Bundes, das Bildungszentrum für Pflege und das «Haus der Religionen». Allesamt Institutionen, welche die Steuerzahler tragen, die jedoch über Namensänderungen nicht befragt, dafür umso mehr geistig infiltriert werden. Noch 1982 weigerten sich die Anwohner der Berner Südbahnhofstrasse standhaft, eine Umbenennung nach dem Sozialisten- und Streikführer Robert Grimm hinzunehmen.

Fast noch schlimmer als die Berner mit ihrem «Europaplatz» trieben es die Asphalt-Ideologen in Basel. Dort wurde 1996 nach dem verlorenen EWR-Kampf aus Trotz eine «Brüssel-Strasse» installiert. Wer linker Basler National, Regierungs- oder Ständerat war wie Fritz Hauser, Gustav Wenk oder Eugen Wullschleger, hat einen Strassennamen so gut wie auf sicher. Bei Fritz Hauser gab es als Zugabe sogar noch eine Promenade.

Am buntesten geht's wie immer in Zürich zu und her, wo es bei Strassen und Wegen von Sozi-Politikern nur so wimmelt: Karl Bürkli, Herman Greulich, Konrad Ilg, Emil Klöti, Otto Lang, Adolf Lüchinger, Ernst Nobs, Emil Oprecht, Jakob Peter, Otto Schütz. Zur Abwechslung dürfen es auch Kommunisten wie Fritz Brupbacher oder Rosa Bloch sein. Oder eine so eminente Persönlichkeit wie Otto Nauer, der 1971 bis 1987 als unauffälliger Sozialdemokrat im Nationalrat sass.

Wer aber eine «Asylstrasse» findet, verdächtigt die SP zu Unrecht. Es handelt sich hier nicht um eine linke Huldigung an die staatliche Betriebsamkeit zugunsten von meist jugendlichen «Flüchtlingsen». Sondern ganz bürgerlich um den Standort eines Heims für unsere betagten Mitbürgerinnen und Mitbürger.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

EU rettet Schweizer Wasserkraft

Von Peter Bodenmann — Die Deutschen stellen 2022 alle Atomkraftwerke ab. Dank Merkel.



Zur Nachrüstung gezwungen: Kraftwerk Jämschwalde im deutschen Brandenburg.

Die SVP ist – wie auch die SP – in der Bauernlogik gefangen. Rösti und Genossen wollen Schweizer Haushalte und kleine Gewerbebetriebe zwingen, nurmehr Strom aus Schweizer Wasserkraft zu beziehen. Der Bundesrat würde die Preise festlegen. Genau wie bei den Verteilnetzen, wo der seinerzeitige Preisüberwacher Strahm viel zu hohen Eigenkapitalrenditen zugestimmt hatte. Deshalb ist der Strom schon heute viel zu teuer. Neu sollen die Gefangenen noch mehr bezahlen. Selbst der neue und etwas schläfrige Preisüberwacher Meierhans protestiert.

Die deutsche *Taz* erklärt die Ausgangslage der EU: «Die Bundesregierung stimmte zusammen mit mehreren osteuropäischen Staaten gegen die EU-Vorgaben, weil dadurch viele Braunkohlekraftwerke zur Nachrüstung gezwungen werden oder abgeschaltet werden müssen. Trotzdem gab es – anders als zuvor von Umweltorganisationen befürchtet – eine qualifizierte Mehrheit. Die neuen Regeln legen fest, dass sich alle 2900 Grosskraftwerke in der EU von 2021 an beim Ausstoss von Stickoxid, Schwefeldioxid, Feinstaub und Quecksilber am aktuellen Stand der Technik orientieren müssen.»

2022 gehen alle deutschen Atomkraftwerke vom Netz. Schmutzige Braunkohlekraftwerke, die nicht für viel Geld retrogefittet werden, bereits ein Jahr zuvor ebenfalls. Die Konjunktur im EU-Raum zieht an. Die Preise für Strom – auch für Strom aus Wasserkraft – werden eben-

falls anziehen. Unsere grossen Stromproduzenten sind im europäischen Quervergleich Vorkartenzwerge. Sie mussten Beteiligungen an ausländischen Atom-, Gas- und Kohlekraftwerken für teures Geld abschreiben. Jetzt produzieren sie im Ausland bereits mehr als fünf Milliarden Kilowattstunden Windstrom. Und verdienen damit Geld. Auch weil sich Windstrom und Wasserkraft ideal ergänzen.

Blocher und Ebner verkauften die Wasserkraftwerke der Lonza mit grossem Gewinn an die EnBW. Ein für sie höchst erfolgreicher Ausverkauf der Heimat. Deutschland schreibt den Zubau an Windkraft neu öffentlich aus, auch weil der Bau von Windturbinen in den letzten drei Jahren um 40 Prozent günstiger wurde. Resultat: Die EnBW ist bereit, Offshore-Windkraftwerke ohne Subventionen zu bauen.

Die Schweiz hat – unabhängig davon, wie viele Windkraftwerke sie im In- oder Ausland aufstellen will – eine dank der regulierbaren Wasserkraft ausgezeichnete Ausgangsposition. Dies unter der Bedingung, dass wir endlich ein Stromabkommen mit der EU abschliessen.

Und genau das will die SVP verhindern. So wie sie einst versuchte, die nachweislich höchst erfolgreiche Einführung der LSVA zu verhindern. Antieuropäische Wiederholungstäter sind nicht resozialisierbar.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Helden der Republik

Von Kurt W. Zimmermann — Die Linken hoffen wieder mal auf den Durchbruch des linken Journalismus. Wir wünschen viel Glück.

Als vor sieben Jahren die *Basler Zeitung* journalistisch neu startete, ahnte man schnell, wohin es ging. Man musste nur schauen, wer das unterstützte.

Unterstützt wurde das Projekt etwa von Ex-Bundesrat Christoph Blocher, vom damaligen SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli und vom freisinnigen Bankier Konrad Hummler.

Als nun in Zürich das journalistische Projekt der «Republik» startete, ahnte man ebenso schnell, wohin es ging. Man musste nur schauen, wer das unterstützte.

Unterstützt wurde das Projekt etwa von SP-Stadtpräsidentin Corinne Mauch, von Juso-Chefin Tamara Funicello und vom grünen Fraktionspräsidenten Balthasar Glättli.

Die *Republik* ist ein Online-Magazin, das ab 2018 erscheint. Es startete eben mit einem spektakulären Stapellauf. Zehntausend Sympathisanten aus der links-grünen Szene spendeten über 2,5 Millionen Franken. Weitere 3,5 Millionen lieferten gleichgesinnte Geldgeber wie die Grosserben Gebrüder Meili. «Das links-alternativ-liberale Zürich schwebt auf Wolke sieben», beschrieb der *Tages-Anzeiger* den Goldrausch im rosaroten Milieu.

Die *Republik* wird pro Tag etwa drei Artikel publizieren. Sie ist damit ein winziges Nischenprodukt. Dennoch wurde die kleine Nische zur grossen Vision der progressiven Szene.

Die Euphorie ist erklärbar. Sie gründet auf der neurotischen Erfahrung

der Linken mit den Medien. Es ist die neurotische Erfahrung des permanenten eigenen Versagens. Das Versagen ist eine Mischung aus Unfähigkeit und Illoyalität.

Linke können vieles, aber Medien können sie nicht. Das begann schon zur Zeit der Parteipresse. Die Auflage der SP-Blätter lag stets weit hinter den Zeitungen von CVP und FDP, obwohl die Wählerschaft etwa gleich gross war. Die Linke liess die eigenen Journalisten erbarungslos im Stich. Heute ist es genauso. Als Reaktion auf den Kurswechsel der *Basler Zeitung* entstand 2011 beispielsweise die linke *Tageswoche*, die von der Roche-Erbin Beatrice Oeri finanziert wird. 20 000 linke Basler jubelten per

Petition der neuen Publikation zu. Das Blatt fand dann nicht einmal 4000 Abonnenten.

Auch die linke *Wochenzeitung* (*Woz*) ist kein triumphales Kapitel. Sie ist der einzige bekannte Traditionstitel im roten Lager. Doch die Auflage liegt bei nur 16 500. Das ist wenig, wenn man bedenkt, dass 800 000 Wähler eine linke oder grüne Partei wählen. Solidarität sieht anders aus. Bei der *Republik* hofft nun die Linke auf den Durchbruch. Sie hofft auf die zwei Gründer-Journalisten Constantin Seibt und Christof Moser. Die sprachen ihrer Klientel aus dem Herzen, indem sie die heutigen Medienhäuser wahlweise als kaputt, geldgierig und demokratiefeindlich denunzierten.

Doch die beiden sind keine verlässlichen Ideologen. Es sind zwei fröhliche Salonlinke, die den Marsch durch die Medieninstitutionen bereits genussvoll hinter sich haben.

Seibt ist ein verspielter Weltdeuter, der über alles schreibt, was sich zu theatralischen Epen verdichten lässt. Er kam von der *Woz* und war



Publizistischer Reisläufer: Republik-Gründer Seibt (r.) mit Gönnern.

zehn Jahre beim *Tages-Anzeiger*. Moser ist ein schnittiger Thesenjournalist, der im Gegensatz zu seinem Partner nicht nur googelt, sondern noch recherchiert. Er war bei *Facts*, beim *Sonntagsblick* und bei der *Schweiz am Sonntag*. Beide sind publizistische Reisläufer, die sich nach Jahren im bürgerlichen Sold nun selbstständig machen und sich etwas linke Romantik gönnen. Ihr aggressives Anti-Medien-Marketing fuhr zur eigenen Verblüffung über sechs Millionen Franken ein.

Ich gönne den beiden Kollegen den schönen Start ihres Projekts. Aber dass sie nun zu Helden der Linken werden, nein, das haben sie nicht verdient.

Mystery-Land

Von Henryk M. Broder — Plötzlich heisst es «Refugees go home!».

Seltsame Dinge passieren derzeit in Deutschland, wie in einem Mystery von David Lynch. Hiess es Ende vergangenen Jahres in einem vertraulichen Lagebericht des Bundeskriminalamtes, die Zahl der Straftaten durch Flüchtlinge sei «stark gefallen», gab dasselbe Bundeskriminalamt Ende April dieses Jahres bekannt, die Zahl tatverdächtiger Zuwanderer sei im Jahre 2016 im Vergleich zum Vorjahr um über 52 Prozent gestiegen. Wobei Straftaten wie unerlaubte Einreise nicht berücksichtigt wurden. Wie passt die eine Information zur anderen? Kann sich die Lage innert weniger Monate so dramatisch geändert haben? Wir wissen es nicht. Und niemand aus dem Kreise derjenigen, die es wissen müssten, macht sich die Mühe, es uns zu erklären.

Eine Erklärung für das paradoxe Phänomen wäre: Die seit September 2015 praktizierte «Willkommenskultur» der offenen Grenzen ist implodiert. Am 31. August 2015, also vor nicht einmal zwei Jahren, sagte die Kanzlerin: «Wir stehen vor einer grossen nationalen Herausforderung – wir müssen jetzt Mut zeigen», die Bewältigung des Flüchtlingsproblems sei eine «nationale Aufgabe, die jeden angeht». Jetzt sucht die Bundesregierung freiwillige Helfer, vorzugsweise Beamte des mittleren und gehobenen Dienstes, um die Abschiebung abgelehnter Asylbewerber voranzutreiben oder, wie es in Beamtendeutsch klingt, «im Bereich der Rückkehr zu sichtbaren Ergebnissen zu kommen». Andernfalls könnte bis Ende des Jahres eine halbe Million «ausreisepflichtige Menschen» in Deutschland leben. Damit es nicht so weit komme, so die Kanzlerin, sei eine «nationale Kraftanstrengung» nötig. Hiess es also gestern «Refugees welcome!», so heisst es heute «Refugees go home!». So kurz ist der Weg von der «nationalen Herausforderung» zur «nationalen Aufgabe».

Und plötzlich ist wieder von einer «deutschen Leitkultur» die Rede. Innenminister de Maizière räsoniert darüber, was «uns im Innersten zusammenhält, was uns ausmacht und was uns von anderen unterscheidet». Dazu gehöre auch, dass man sich zur Begrüssung die Hand gibt und sein Gesicht zeigt. «Wir sind nicht Burka.» Die Religion sei «Kitt und nicht Keil der Gesellschaft». Und kein Wort darüber, dass «der Islam zu Deutschland» gehört.



Züchtigung mit der «Betranspritze»

Der Wirbel um das 85 000-Franken-Setting für den 12-jährigen Boris vernebelt den eigentlichen Skandal: Schwererziehbare werden heute mit der chemischen Keule weichgeprügelt. Leisten sie Widerstand, wird es brutal – ohne Aussicht auf Besserung. *Von Alex Baur*

85 000 Franken budgetierte die Gemeinde Wettswil im Zürcher Säuliamt für die Betreuung eines Zwölfjährigen – nicht pro Jahr, sondern pro Monat. Der «Fall Boris» sorgte letzte Woche für Schlagzeilen. Doch der horrende Betrag ist nur die Spitze des Eisbergs. Seit sich die bekannte Pädagogin und Buchautorin Sefika Garibovic in die Debatte eingemischt hat, fragt man sich, ob nicht ganz grundsätzlich etwas falsch läuft. Nach ihrer Meinung ist das Setting im «Fall Boris» nicht nur überflüssig, sondern vielmehr schädlich.

Die *Weltwoche* nahm Einsicht in die umfangreichen Akten zum «Fall Boris». Und diese zeichnen nicht nur eindrücklich den Werdegang eines Schwererziehbaren auf, für den bis heute keine medizinische Diagnose besteht. Sie zeigen auch das verstörende Bild eines pädagogisch-psychiatrischen Apparates, der brutal zuschlagen kann, wenn sich Kinder nicht nach den Normen entwickeln. Und plötzlich erscheint die ungeheuerliche These nicht mehr so abwegig, dass ebendieser Apparat den Zwölfjährigen erst zum Monster gemacht hat, als das er vielen erscheinen mag.

Bis zu seinem vierten Lebensjahr war Boris (Name geändert) ein ganz normales Kind. Schwierig wurde es erst, als der Junge mit seiner Mutter 2008 von Weissrussland in die Schweiz zog. Das Einzelkind liess sich nicht eingliedern im Kindergarten. Zwar war Boris von klein auf an Kinder gewöhnt. Doch in seiner Heimat herrschte sowjetische Disziplin in der Krippe. In der Schweiz verlor er jeden Halt. Sein neuer Stiefvater war zu alt und zu müde, um Boris in die Schranken zu weisen. Seine Mutter verlor bald die Kontrolle über ihren sehr anhänglichen, aber launischen und quirligen Filius.

Naive pädagogische Methoden

Vor der Einschulung wurde Boris 2011 erstmals psychologisch abgeklärt. Der Befund: «Freundlich, selbstbewusst, aber unstrukturiert, impulsiv, dominant, oppositionell-verweigernd, aggressiv, wenn es nicht nach seinen Vorstellungen geht.» Medizinisch war aber nichts Abnormales festzustellen, intelligenzmässig lag er im mittleren Bereich. Trotzdem setzte man Boris auf Ritalin und schickte ihn auf eine Sonderschule für hyperaktive Kinder in der Stadt Zürich. Ein Taxi holte ihn täglich an seinem Wohnort im Knonauer Amt ab.

Zur ersten gröberen Krise kam es 2014, als die dreijährige Sonderschule auslief und Boris in den normalen Unterricht eingegliedert werden



Kolossales Versagen der Jugendpsychiatrie: Boris mit Mutter.

sollte. Es war auch die Zeit, als ein neuer Stiefvater in sein Leben trat. An sich war Karim (Name geändert) ein Glücksfall für den Burschen: Der Aargauer mit türkischen Wurzeln – ein etwas grobschlächtiger, aber liebenswürdiger Automechaniker – akzeptierte Boris, als wäre der sein eigener Sohn. Konflikte waren aber, zumindest anfänglich, unausweichlich. Der Junge, der seine Mutter zuvor alleine für sich gehabt hatte, war Autoritäten nicht gewohnt. Karim machte gleich klar, wer der Chef sei. Doch der Machtkampf wurde abgebrochen, bevor er richtig angefangen hatte.

Verantwortlich dafür war die amtliche Beiständin Paula Good, welche die Kinderschutzbehörde (Kesb) bestellt hatte. Sie führte die Regie im «Fall Boris». Die Mutter und ihr Freund waren froh um die Unterstützung und kooperierten. Goods pädagogische Vorstellungen waren den beiden allerdings fremd. Zwei Welten prallten hier aufeinander. Karim spottete offen über ihre seiner Meinung nach naiven Methoden, was bei der Fachfrau ganz schlecht ankam.

Trotzdem stimmte die Mutter schweren Herzens einer Fremdplatzierung zu.

So kommt Boris nach Russikon, ins Sonderschulheim Buechweid. Dort fliegt der Rebell aber schon nach drei Monaten wieder raus. Die nächste Station ist die psychiatrische Klinik Sonnenhof im Kanton St. Gallen, wo Boris erstmals Bekanntschaft mit den schweren pharmazeutischen Geschützen der Kinderpsychiatrie macht. Das aufputschende Ritalin wird mit dem sedierenden Risperidon abgedeckt, einem potenten Neuroleptikum, das für Schizophrenie gedacht ist. Der schlanke Bursche geht nun

Die Beiständin scheint sich kaum für Menschen zu interessieren, sie vertraut nur Akten und Fachleuten.

auf wie ein Küchlein. Ansonsten ändert sich nicht viel, Boris lässt sich nicht kleinkriegen.

Nach acht Monaten fruchtloser chemischer Therapie kommt Boris zurück nach Russikon.

Diesmal dauert sein Aufenthalt gerade mal einen Monat. Im Herbst 2015 ist er wieder zu Hause. Hier kommt es nun zu einem folgenschweren Vorfall: Karim verliert die Nerven und schlägt den Elfjährigen auf den Kopf. Dieser rennt sofort zu Nachbarn, welche die Polizei alarmieren. Wie hart der Schlag war, ist schwer zu rekonstruieren. Soweit bekannt, war es aber ein Einzelereignis, jedenfalls kam es nie zu einem Strafverfahren. Misst man den Vorfall an der Wucht der chemischen Keule, mit der die Psychiatrie Boris fortan zu züchtigen versucht, war es nicht mehr als ein Klaps.

Fehlender Krankheitsbefund

Doch Karims Ausraster reichte für den Entzug der elterlichen Obhut. Zwei Woche nach dem Vorfall schickt Beiständin Good den Burschen zurück in die Psychiatrie, diesmal in die Brüschalde im zürcherischen Meilen. «Vifer, offener Junge, er tritt schnell in Kontakt, gibt bereitwillig Auskunft. Kein Gefühl für Distanz, ablenkbar, ungeduldig», ist in einem Kurzgutachten zu lesen. Einen Krankheitsbefund gibt es nach wie vor nicht.

Das Gutachten hält immerhin auch fest, dass Boris mittlerweile eine innige Beziehung zu seinem vermeintlich gewalttätigen Stiefvater Karim aufgebaut hat. «Boris zeigt ein grosses Bedürfnis nach Beziehung und Kontakt», ist da zu lesen. Doch dafür sind die Psychiater nicht zuständig. Man versucht es stattdessen mit Musiktherapie – und erhöht die Dosis der Neuroleptika: Risperdal, Seroquel, Stattera, Concerta in Dosen, die selbst einen alten Junkie umhauen würden. Erstmals werden nun Mitarbeiter einer privaten Überwachungsfirma engagiert. Einen pädagogischen Auftrag haben die Wachmänner nicht. Ihre einzige Aufgabe ist es, den schwierigen Burschen zu beobachten. Wenn er ausflippt, kommt er in die Isolierzelle.

Nach einem halben Jahr Psychiatrie folgt die nächste Odyssee durch Institutionen und Pflegefamilien. Die Auswahl ist klein, die meisten Institutionen wollen mit Boris nichts zu tun haben. Beiständin Good nimmt, was sie kriegt. Nach dem Vorfall mit Karim will sie ihn unter keinen Umständen nach Hause schicken. Gemäss Angaben der Mutter hat sie ihren Schützling während der ganzen Zeit gerade zwei Mal kurz gesehen. Good scheint sich kaum für Menschen zu interessieren, ihr Vertrauen gilt allein den Fachleuten und den Institutionen. Doch diese versagen bei Boris partout.

Nun kommt auch eine Pädagogin zum Zuge, welche die Mutter und deren Freund den Umgang mit Boris lehren soll. Dazu organisiert sie einen Ausflug mit einem Pferdegespann durch Frankreich, der eigentlich eine Woche dauern soll (inklusive Übernachtungen im Planwagen). Auf der Kutsche soll die Erziehung von Boris spielerisch geübt werden. Karim willigt ein, obwohl er es sinnvoller fände, wenn das Rollenspiel zu Hause in vertrauter Umgebung durch-

Kinderpsychiatrie

«Boris ist kein Einzelfall»

David Mächler arbeitet seit dreizehn Jahren als Sozialpädagoge und kennt das System von innen. Fälle wie jener von Boris gibt es nach seinen Erfahrungen immer wieder. *Von Alex Baur*



«Konflikte werden nur verwaltet»: Mächler.

Offiziell heisst es, der Fall des «85 000-Franken-Burschen» Boris sei ganz aussergewöhnlich, einzigartig. Deckt sich das mit Ihren Erfahrungen?

Nein. Es ist sicher nicht der Regelfall, aber in der Kinderpsychiatrie kommt eine externe 24-Stunden-Überwachung von Kindern durch die Securitas immer wieder mal vor, und das ergibt noch höhere Kosten. Wie viele es genau sind, weiss ich nicht – aber mir sind mindestens vier Fälle im Kanton Zürich aus den letzten zwei Jahren bekannt. Man spart pädagogisches Personal ein und stellt dafür Wachleute an. In der Kinderpsychiatrie werden pädagogische Probleme zunehmend rein medizinisch beurteilt. Solche Fälle haben aber immer auch andere Komponenten.

Wie muss man sich ein solches Regime vorstellen?

Der Securitas-Angestellte ist allein für die Bewachung zuständig, er hat keine erzieherische Funktion, er darf gar keine Beziehung zum Kind aufbauen, er ist dafür auch nicht ausgebildet. Er muss lediglich dafür sorgen, dass das Kind nicht sich selber oder andere schädigt. Flippt das Kind aus, kommt es in die Isolationszelle. In einer Notsituation gibt es vielleicht nichts anderes, aber mit Therapie hat das natürlich nichts zu tun. Die Konflikte werden nicht ausgetragen, sondern nur mechanisch verwaltet.

Boris wird vollgestopft mit diversen, immer wieder wechselnden Medika-

menten, mit zum Teil schweren Neuroleptika – und das, obwohl keine Geisteskrankheit vorliegt. Überrascht Sie das?

Nein. Seit Jahren ist diese Entwicklung im Gange, ganz klar. Man behandelt Kinder heute relativ schnell mit Psychopharmaka. Von acht Kindern, die ich vor zehn Jahren betreute, standen vielleicht zwei unter Ritalin. Heute sind es fast alle, und die Hälfte hat noch andere Stoffe, insbesondere Risperidon, das offenbar auch Boris bekam. Dieses Mittel wurde für Schizophrene entwickelt, wirkt aber auch aggressionshemmend. Problematisch sind auch die Nebenwirkungen. Die meisten Kinder nehmen zum Beispiel massiv zu. Was den häufigen Wechsel dieser Medikamente betrifft: Im Fall von Boris habe ich schon den Eindruck, dass man einfach nicht mehr weiterweiss. Also pröbelt man mit verschiedenen Stoffen in der Hoffnung, dass es irgendwann mal ein wenig wirkt. Das macht einen unseriösen Eindruck.

Wie hat sich das Heimwesen in den letzten zehn Jahren entwickelt?

Kinder mit Problemen werden heute so lange wie möglich in der Regelklasse behalten. Erst wenn es wirklich nicht mehr geht, kommen sie in Sonderschulheime. Das hat dazu geführt, dass man es in diesen Heimen zunehmend nur noch mit wirklich schwierigen Fällen zu tun hat. Die zweite grosse Veränderung: Fast alle Kinder haben heute irgendeine psychiatrische Indikation, das heisst, sie werden medikamentös behandelt.

Kann die Chemie einem verhaltensauffälligen Kind wirklich weiterhelfen?

Ja, aber nur, wenn der Einsatz der Medizin pädagogisch eng begleitet und zeitlich begrenzt wird. Auch die Eltern müssen mit in die Verantwortung genommen werden. Ohne eine enge Kooperation mit den Eltern geht es nicht. Es geht ja in der Regel um eine Nacherziehung, das heisst, die Kinder müssen neue Verhaltensweisen lernen. Und das geht nur, wenn man sich intensiv mit ihnen auseinandersetzt, ihnen Grenzen setzt. Ein Medikament kann niemals die pädagogische Arbeit ersetzen, es kann diese nur

»» Fortsetzung auf Seite 26

unterstützen. Ob die Medikamente wieder abgesetzt werden, hängt stark davon ab, ob sich die Eltern dafür starkmachen. Gerade wenn sich die Situation mit den Medikamenten verbessert, ist die Motivation, diese wieder abzusetzen, klein. Das führt dazu, dass viele Kinder über Jahre starke Medikamente bekommen.

Die Beiständin, die für Boris die elterliche Verantwortung übernahm, hat den Burschen angeblich nur zweimal kurz gesehen. Die Beiständin entscheidet offenbar einzig aufgrund von Akten und Fachmeinungen. Ist das normal?

Normal ist, dass die Beistände wenig Zeit haben. Die haben in der Regel hundert Fälle auf hundert Stellenprozente. Aber es sind ja nicht alle Fälle so gravierend, sie müssen Prioritäten setzen. Wenn die Beiständin Boris in dieser Situation wirklich nur zwei Mal getroffen hat, dann hat sie ihren Job nicht gemacht.

Sefika Garibovic, Expertin für Nacherziehung, hat eine Offerte unterbreitet: Boris solle zu seiner Mutter nach Hause, sie werde die Familie dort coachen und innerhalb eines Jahres in die richtige Spur bringen. Ist das realistisch?

Grundsätzlich ist ein solches Coaching oder eine sozialpädagogische Familienbegleitung möglich. Die Eltern müssen dabei erst einmal lernen, mit ihrem Kind umzugehen, Grenzen zu setzen und es zu erziehen. Ein solches Coaching ist sogar der Idealfall, Fremdplatzierungen sind immer die Ultima Ratio. Bei der Frage, ob das Coaching, so wie der Fall Boris heute liegt – nach der ganzen Odyssee durch die Institutionen –, noch möglich ist, habe ich allerdings meine Zweifel. Ein solches Coaching hätte viel früher angesetzt werden müssen.

Was macht man denn sonst mit Boris? Für ewig in die «Psychi»?

Ich weiss es nicht. Aber die Einweisung in die forensische Abteilung, das erscheint mir schon eine Verzweiflungstat zu sein. Mit Pädagogik hat das auf jeden Fall nichts mehr zu tun. Im besten Fall ist das Schadensminderung, aber offensichtlich mit massiven Folgeschäden für Boris. Die Lösung könnte in einem sehr engen pädagogischen Setting mit wenig involvierten Personen und im engen Einbezug der Eltern bestehen.

David Mächler arbeitet seit dreizehn Jahren im Kinder- und Jugendbereich, hat sieben Jahre lang eine Kriseninterventionsstelle für Kinder und Jugendliche geleitet; er unterrichtet an einer Höheren Fachschule für Sozialpädagogik und ist Geschäftsführer einer Kindertagesstätte.



Offerte an die Kesb: Pädagogin Garibovic.

exerziert würde. Der Versuch scheitert kläglich, nach zwei Tagen und einer Nacht wird die Übung abgebrochen.

Anfang Oktober 2016 sitzt Boris wieder in der Klapsmühle, zuerst in Zürich, dann wieder in der Brüschalde. Der Zwölfjährige hat das schulische Niveau eines Zweitklässlers. Die teils sedierenden, teils aufputschenden Medikamente wirken kaum noch, die Dosierung wird erhöht. Wegen «Selbst- und Fremdgefährdung» werden Wachleute bestellt, die rund um die Uhr ein Auge auf Boris werfen sollen. Am 4. November spricht die Fürsorgebehörde den Kredit für die 24-Stunden-Überwachung rückwirkend gut: 48 211 Franken pro Monat. Dazu kommen Kosten in derselben Grössenordnung für die psychiatrische Betreuung. So wird Boris zum 85 000-Franken-Zögling.

Gewalt durch Mitinsassin

Die Situation erscheint hoffnungslos: Eine Krankheit, von der man ihn heilen könnte, ist nicht in Sicht. Boris, den keine Institution mehr aufnehmen will, muss einfach ruhiggestellt werden. Die Ärzte probieren mal das eine, dann wieder das andere: Concerta wird durch Elvanse abgelöst, Medikinet durch Abilify. Die Mutter wehrt sich: «Mein Sohn ist doch kein Versuchskaninchen!» Karim waren die «Betonstriben», wie er sie nennt, noch nie geheuer. Das kommt ganz schlecht an.

Auf Ersuchen des zuständigen Chefarztes entmündigt die Kesb am 5. Dezember 2016 die Mutter auch in medizinischen Fragen. Beiständin Good wird zur allmächtigen Göttin, die allein über das Schicksal von Boris bestimmt. In der Verzweiflung wendet sich die Mutter an Sefika Garibovic, die ihr von Freunden empfohlen wurde. Garibovic ist nicht nur bekannt als

Buchautorin und Kritikerin der antiautoritären Pädagogik. Sie hat auch schon vielen Jugendlichen wieder auf die Beine geholfen, die von den Institutionen als untherapierbar beschrieben worden waren.

Garibovic unterbreitet via Beiständin Good der Kesb und der Gemeinde eine Offerte: Boris soll wieder nach Hause, sie werde die Betreuung und damit auch die Verantwortung übernehmen. Good ignorierte die Offerte vorweg und leitete diese erst auf Insistieren weiter. Am 14. Dezember lehnt die Kesb die Offerte ab, die Begründung ist knapp: Die «häusliche Gewalt» habe Boris traumatisiert, eine Rückkehr ins Elternhaus sei nicht zumutbar. Ausserdem seien die Wohnverhältnisse viel zu eng, Boris habe bei seiner Mutter kein eigenes Zimmer.

Stattdessen wird Boris Anfang 2016 in die nächste Klinik abgeschoben: in die forensische Abteilung der Universitären Psychiatrischen Kliniken in Basel, wo Straftäter abgeklärt werden. Zwar stand Boris noch nie vor dem Jugendrichter, doch man befürchtet, dass er zum Delinquenten werden könnte. Neu ist nun auch von einem angeblichen Trauma wegen «häuslicher Gewalt» die Rede. Gemeint ist damit offenbar der Schlag von Stiefvater Karim. Ob das Problem an den gescheiterten Therapien selber liegen könnte, ist kein Thema.

Seither sitzt Boris in Basel fest. Die Medikamentendosis wurde inzwischen auf 10 Milligramm Abilify und 50 Milligramm Elvanse erhöht, wie dem Zwischenbericht vom letzten

Die Mutter wehrt sich: «Mein Sohn ist doch kein Versuchskaninchen!»

März zu entnehmen ist. Trotzdem sei der «Verlauf bisher leider ungünstig». Der Bursche verweigere sich jeder Therapie, er ecke überall an und beklauere sogar Mitinsassen. Im Bericht ist auch von einer «Traumatisierung durch Gewalterfahrung» die Rede. Tatsächlich hatte Boris in der Klinik eine «Gewalterfahrung», welche die Kopfnuss seines Stiefvaters Karim als harmlosen Klaps erscheinen lässt: Eine geistesgestörte Mitinsassin versuchte ihn mit einem Schal zu erwürgen, Boris entkam dem Tod mit knapper Not.

Dieser Vorfall war es, der die verzweifelte Mutter letzte Woche dazu veranlasste, mit dem «Fall Boris» an die Öffentlichkeit zu gehen. Sie heisst Tatsiana Zahner und arbeitet als Verkäuferin. Die Nachricht von den monatlich 85 000 Franken für die Bewachung von Boris schlug ein wie eine Bombe – das kolossale Versagen der Jugendpsychiatrie, das sich hinter dieser Zahl verbirgt, ging dabei leider vergessen.

Sefika Garibovic: Konsequenz Grenzen setzen – Vom Umgang mit schwierigen Jugendlichen. Orell Füssli. 224 S., Fr. 20.50

Sondersession für Anfänger

Wie sich das Bundesparlament künstlich selber beschäftigt und dabei hohe Kosten für die Steuerzahler verursacht. Eine Anleitung.

Das wird für den Bundeshaushalt ein teurer Spass und streckenweise wohl auch ein Leerlauf. Zuerst zu den zusätzlichen Ausgaben, die sich aufgrund mehrheitsfähiger Vorstösse von Parlamentariern in der laufenden Sondersession anbahnen. 25 Millionen Franken für familienergänzende Kinderbetreuung, 36 Millionen für den regionalen Personenverkehr, 200 Millionen für den Sondersatz bei der Mehrwertsteuer für die Hotellerie. Und dann gibt es noch eine Motion von FDP-Ständerat **Philipp Müller**. Er verlangt, dass der Bund während zehn Jahren sämtliche Kosten von vorläufig aufgenommenen Asylbewerbern übernimmt. Das wird zwischen 400 und 500 Millionen Franken kosten.

Fruchtlose Spar-Appelle

Streng genommen stehen alle diese Wünsche in krassem Widerspruch zu früheren Spar-Appellen. Haben sich nicht vor wenigen Wochen bürgerliche Nationalräte auf ein rigides Sparprogramm geeinigt? Der Bundesrat solle, so die Meinung der Kommissionsmehrheit, auf das nächste Budget hin eine Milliarde einsparen müssen. Aber das sehen Parlamentarier nicht so eng, sonst müssten sie eigentlich auch die Durchführung dieser Sondersession hinterfragen. Sie ist nötig, damit das Parlament den Berg an Vorstössen abtragen kann, den es zuvor aufgetürmt hat.

Von vier auf sechs

Man ist geneigt, von einem bundespolitischen Perpetuum mobile zu sprechen. Je mehr Vorstösse, desto mehr Kommissionssitzungen und damit auch mehr Gelegenheiten zur Hinterlegung von Vorstössen, was wiederum zu höheren Ausgaben, mehr Kommissionssitzungen und weiteren Sondersessionen führt.

Der Informationschef der Parlamentsdienste hat auf Anfrage ausgerechnet, dass die laufende Sondersession rund 400 000 Franken kosten wird. Nicht eingerechnet ist darin der Aufwand, den Vorstösse verursachen, wenn sie

durch die Mühlen der Verwaltung gehen, bevor sie im Parlament beraten werden. Wirklich staatstragende Ideen sind nicht darunter, dafür aber jede Menge Unsinn.

Der frühere BDP-Präsident **Hans Grunder** will das Milizsystem retten und dafür die Legislaturperiode von vier auf sechs Jahre verlängern. Aus Sicht einer schrumpfenden Kleinpartei kann das vielleicht Sinn machen, weil sich so ihre Repräsentanten nicht alle vier Jahre zur (unsicheren) Wahl stellen müssten. Welchen Nutzen das Milizsystem daraus zieht, erschliesst sich einem jedoch nicht. Ein anderer



Milizsystem retten: Grunder (BDP).

Aus Sicht einer schrumpfenden Kleinpartei kann das Sinn machen.

Vorstoss offenbart Rivalitäten zwischen den Kommissionen des Parlaments. So wird sich der Nationalrat mit einer Verfassungsänderung befassen müssen, die von der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur «zur Gewährleistung effizienter Parlamentsdebatten» eingereicht wurde. Das tönt besser, als es ist. In Wahrheit geht es darum, der Finanzkommission die Flügel zu stutzen – weil diese bei fast allen Geschäften dreinreden darf. Das wiederum passt der Bildungskommission nicht.

Deos verbieten

Weitere Beispiele gefällig? **Balthasar Glättli**, Fraktionschef der Grünen, verlangt vom Bundesrat, dass sich dieser für eine bessere Unterbringung der Flüchtlinge in Italien engagiert. In einem Vorstoss von SP-Frau **Chantal Galladé** heisst es: Die Gesetzgebung sei dahingehend anzupassen, dass das Züchtigungsrecht der Eltern gegenüber ihren Kindern abgeschafft wird. Die grüne Nationalrätin **Lisa Mazzone** will ein Verbot von Deos erwirken – weil diese gesundheitsschädigende Stoffe enthielten. Auch ein Importverbot für Jagdtrophäen aus dem Ausland steht zur Debatte.

Als alt Bundesrat **Christoph Blocher** seinen Rücktritt aus dem Nationalrat bekanntgab, bemerkte er lakonisch: «Es gibt praktisch nur Berufsparlamentarier, die Sitzungen zu nebensächlichen Sachen machen.» Ein wahres Wort. *Hubert Mooser*

Komplott erfunden

Massive Vorwürfe: Das Bundesgericht bezichtigt die «Rundschau» der Manipulation.

Noch immer führt die SRF-Politsendung die «Aufdeckungen» zum Fall Walker stolz in der Online-Galerie seiner wichtigsten Rechercheerfolge auf. Über Monate hinweg berichtete die «Rundschau» über den Fall des Urner Cabaret-Betreibers Ignaz Walker, der wegen versuchter vorsätzlicher Tötung eines Gastes und versuchten Mordes an seiner Ex-Frau hinter Gitter sass. «Es gibt berechtigte Zweifel an der Untersuchung und am Verfahren», kündete Moderator Sandro Brotz den ersten Beitrag im Oktober 2014 an und sprach von einer «möglichen Justizaffäre». Wer die Berichterstattung verfolgte, hegte keine Zweifel mehr, dass es sich um einen Justizskandal handelte. Die «Rundschau» präsentierte zahlreiche haarsträubend wirkende Unzulänglichkeiten in der Untersuchung und verbreitete die These, Walker sei Opfer eines Komplotts.

Dem Verteidiger auf den Leim gekrochen

Die Angelegenheit schien dermassen eindeutig, dass auch andere Journalisten sich für Walker einzusetzen begannen. Der mediale Druck war enorm, als das Urner Obergericht im Berufungsprozess Walker davon freisprach, einen Auftragskiller auf seine Ex-Frau angesetzt zu haben. Der Schuss auf einen Gast wertete das Gericht nicht mehr als vorsätzliche Tötung, sondern nur noch als Gefährdung des Lebens.

Schon damals monierten Beobachter, die «Rundschau» sei dem Verteidiger Walkers auf den Leim gekrochen. Kleinste Indizien für die Komplottthese wurden in der Sendung riesig aufgebauscht, alles, was dagegen sprach, wurde ignoriert. Dies bestätigt nun auch das Bundesgericht, das auf Beweismaterial seitens der «Rundschau» zurückgriff: Letzte Woche hat es entschieden, der Freispruch Walkers sei zu Unrecht erfolgt. Nicht nur gaben die Richter der Komplotttheorie eine deutliche Absage, sie bezichtigten die «Rundschau» auch, versucht zu haben, das Gericht mit selektiven Schwärzungen ihrer Beweisunterlagen in die Irre zu führen. Das Vorgehen komme «einer eigentlichen Manipulation gleich». Ein massiver Vorwurf an den Gebührensender. Selbst die sonst zurückhaltende NZZ benutzte das Wort «Skandal».

Wenn die «Rundschau» nicht einmal zurückschreckt, das Bundesgericht zu täuschen – was ist dann mit den Zuschauern? Der Sender ist sich keinerlei Schuld bewusst. SRF weist auf Anfrage den Vorwurf der Manipulation «mit Entschiedenheit zurück». Auch sonst sei die Berichterstattung korrekt gewesen, «so, wie es der Aufgabe kritischer Medien entspricht». *Rico Bandle*



Abenteuerliche Pirouetten: Bundesrätin Sommaruga.

Sommaruga im Märchenland

Justizministerin Simonetta Sommaruga wollte die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zu ihrem grossen Thema machen. Jetzt wird diese zu ihrem grössten Debakel.

Von Hubert Mooser

Fünf Tage nach ihrer Wahl in den Bundesrat, im November 2010, trat SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga in der «Arena» des Schweizer Fernsehens erstmals als Justizministerin auf. Zur Diskussion stand die Ausschaffungsinitiative. Die Debatte war gehässig, dann legte Sommaruga ihrem Gegner, dem damaligen SVP-Vizepräsidenten Adrian Amstutz, ein falsches Wort in den Mund. Er, Amstutz, behauptete von sich selber, dass er mit dem Zweihänder politisiere, giftete die Justizministerin. «Dir verzellet ein Seich am angere, Frou Bundesrätin», konterte dieser.

Ein Aufschrei ging durchs Land. Besorgte Stimmen fragten: «Darf man eine Bundesrätin am Fernsehen so hart angreifen?» Über die Wortwahl kann man diskutieren, aber rückblickend muss man sagen: In der Sache war die Einschätzung des heutigen SVP-Fraktionschefs nicht übertrieben. Bundesrätin Sommaruga, die sich

gerne als Ausbund von Rechtschaffenheit und Korrektheit zelebriert, verbreitet seit ihrer Niederlage bei der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) Geschichten, wie das Märchentante Trudi Gerster nicht besser gekonnt hätte.

«Demokratiopolitisch nicht überzeugend»

Am Mittwoch vor einer Woche übertraf sich die Justizministerin selbst. Es ging um die Rasa-Initiative. Das Volksbegehren will Tabula rasa machen mit dem neuen Zuwanderungsartikel in der Verfassung. Das geht selbst Sommaruga zu weit. Nachdem sie im Dezember 2016 mit bedeutungsschwangerer Miene verkündet hatte, es brauche einen Gegenvorschlag zu diesem Volksbegehren, damit gewissermassen die Nichtumsetzung des Verfassungsartikels 121a kosmetisch überschminkt werden kann, drehte sie vergangene Woche eine weitere Pirouette. Mit teils abenteuerlichen Erklärungen versuch-

te sie zu begründen, weshalb ein Gegenvorschlag doch nicht notwendig sei.

Sommaruga verwies auf die negativen Reaktionen in der Vernehmlassung zu den Varianten der Landesregierung. «Es bringt in dieser Situation nichts, wenn der Bundesrat an seinen Plänen festhält», sagte sie. Als Argument zog sie auch das gescheiterte Referendum gegen die MEI-Umsetzung des Parlaments heran. Dies wurde nun von ihr dahingehend interpretiert, dass die Bevölkerung mit der gefundenen Lösung mehrheitlich zufrieden sei.

Die SVP kann mit der Spitzkehre des Bundesrats gut leben. Sie wehrte sich von Anfang an gegen einen Gegenentwurf zur Rasa-Initiative, weil damit in der Verfassung bloss die Nichtumsetzung der MEI durch das Parlament verschleiert werden sollte, wie Präsident Albert Rösti sagt. Andere sind weniger zufrieden, so der Ausserrhoder FDP-Ständerat

Andrea Caroni. Er könne zwar verstehen, dass sich der Bundesrat schwertat, zumal er in der Vernehmlassung zwar viel grundsätzliche Unterstützung erhalten habe, aber nicht für einen konkreten Verfassungstext. Das andere Argument jedoch, dass die Leute zufrieden seien, weil das Referendum gegen die MEI-Umsetzung nicht zustande kam, sei «staats- und demokratiepolitisch nicht überzeugend». Für CVP-Präsident Gerhard Pfister hat der Bundesrat mit dem Rückzieher einmal mehr Führungsschwäche bewiesen. Wahrscheinlich habe er nie wirklich an den eigenen Gegenvorschlag geglaubt, vermutet der Zuger Nationalrat.

Spitzfindigkeiten und Worthülsen

Schlimmer noch: Abgesehen von ihren Gefolgsleuten sind sich alle einig, dass die Glaubwürdigkeit der Justizministerin wegen ihrer Manöver bei der Umsetzung der Zuwanderungsinitiative Schaden genommen hat. Seit deren Annahme im Februar 2014 wurstelt sich Sommaruga mit Spitzfindigkeiten und Worthülsen durch das heikle Themenfeld. Dabei hatte die Bernerin als Konsumentenschützerin und später als Parlamentarierin eine hohe Glaubwürdigkeit im Publikum genossen. Ungenauigkeiten waren ihr ein Gräuöl. Sie legte grossen Wert auf Exaktheit und geht heute noch vielen mit ihrer pingeligen Art auf die Nerven.

Als Bundesrätin hat die Bernerin für das linke Lager ein paar gesellschaftliche Pflöcke eingeschlagen. Bei der Aktienrechtsrevision drückte sie eine Frauenquote für wirtschaftlich bedeutende Unternehmen durch. Weiter will sie in allen Betrieben mit über fünfzig Mitarbeitern die Lohngleichheit zwischen Mann und Frau durchsetzen. Aber bei den grossen Themen hat sie den Kompass verloren.

In Erinnerung ist, wie sie 2015 die Flüchtlingskrise schönredete und ständig von syrischen Kriegsflüchtlingen sprach, währenddem die meisten Asylsuchenden aus Eritrea in die Schweiz kommen. Die von ihr versprochenen Verschärfungen des Asylgesetzes blieben bisher toter Buchstabe. Seit 2013 redet die Justizministerin zwar über die Beschleunigung der Asylverfahren. Im Juni 2016 sagten die Stimmbürger ja zur entsprechenden Asylgesetzrevision. Der Bund wollte das neue Regime auf den 1. Januar 2019 in Kraft setzen. Gemäss *Sonntagsblick* wird aus dem geplanten Termin nichts. Das Staatssekretariat für Migration rechne frühestens «im Verlauf des Jahres 2019» mit einer verschärften Gangart – weil man bei fast der Hälfte der neunzehn dafür geplanten Bundeszentren offenbar noch deren Machbarkeit prüfen müsse.

Die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative machte sie 2014 zum eigenen Thema. In grandioser Selbstüberschätzung riss sie nach einer Auseinandersetzung mit Wirtschaftsminister Schneider-Ammann und Aussenminister Burkhalter über Marschrichtung und Tempo bei der MEI-Umsetzung den Lead an sich. Im

Bestreben, in den Verhandlungen mit der EU die Kontrolle über das Geschäft zu behalten, beförderte sie den Chef ihres Flüchtlingsamtes, Mario Gattiker, mit dem Segen des Bundesrates zum Staatssekretär für Migration. Doch an der Aufgabe, die anhaltende Zuwanderung aus dem EU-Raum abzubremsen, scheiterte die Bernerin.

Der Reihe nach: Unmittelbar nach der Abstimmung, im Februar 2014, nahm sie grosse Worte in den Mund. Der Volkswille, der einen «Systemwechsel» bedinge, werde umgesetzt. «Künftig wird wieder von Bern aus kontrolliert und bestimmt, wer einwandern darf», versprach Sommaruga. «Die Verfassung gilt», betonte Sommaruga. Was sie 2015 als Entwurf vorlegte, hatte mit ihren Versprechen nicht mehr viel zu tun. Der Vorschlag sah ein Vetorecht der EU vor. Konkret: Wenn man mit der EU bei der Anpassung der Personenfreizügigkeit keinen Konsens erziele, seien die EU/Efta-Bürger von der neuen Regelung ausgenommen.

Die Monate vergingen, der Vorschlag wurde in der Vernehmlassung zerzaust. Anfang 2016 legte Sommaruga endlich eine neue Botschaft zur MEI-Umsetzung vor. Das Papier hatte mit ihrem Versprechen noch weniger zu tun als die Vorlage von 2015. Aus Rücksicht auf internationale Verträge drückte sich nun die Landesregierung um griffige Zulassungsbeschränkungen. Das Herzstück der Vorlage bildete stattdessen eine nebulöse Schutzklausel.

Dann sabotierte das Parlament die MEI mit dem zahnlosen «Inländervorrang light». Als Justizministerin, die sich knapp drei Jahre zuvor mit dem Satz aufgeplustert hatte, die Verfassung gelte, hätte Sommaruga auf eine Umsetzung dieser Verfassung hinwirken müssen. Stattdessen zeigte sie bei der Beratung im Parlament Nachsicht für die faktische Nichtumsetzung.

«Glaubwürdig bleiben»

Scheinheilig betonte sie kurz vor Weihnachten 2016 die Notwendigkeit eines Gegenvorschlages zur Rasa-Initiative. Denn das Parlament habe ein Gesetz verabschiedet, das die Initiative nur teilweise umsetze, wie sie damals vor den Medien referierte. Und wieder versprach die Justizministerin: «Dieser Entscheid des Parlaments soll aber in der Bundesverfassung abgebildet werden.» Und weiter: «Die direkte Demokratie muss glaubwürdig bleiben.» Deshalb habe der Bundesrat befunden, dass sich das Volk dazu äussern solle.

Am letzten Mittwoch folgte die nächste Verrenkung. Man wolle dem Volk nun doch keinen Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative vorlegen. Das Hohelied auf eine glaubwürdige Demokratie spielte plötzlich keine Rolle mehr. Und dann kam Sommaruga wieder ins Fabulieren. Die MEI sei keine Initiative, die klar die Freizügigkeit einschränken wolle, behauptet sie nun. Wer dies erreichen wolle, der müsse dem Volk die Frage direkt unterbreiten. Wann folgt die nächste Märchenstunde? ○

Finanzen

Geld für Energie-Filz

Mit unzähligen Sonderkassen fördert der Bund die Selbstbedienungsmentalität.

Unergründlich sind die Finanzströme und -flüssen der schweizerischen Eidgenossenschaft. Dazu gehören auch die sogenannten Spezialfonds, eine Sammlung von Sonderkässeli des Bundes, die auf dreissig Extraseiten ausgewiesen werden. Da gibt es etwa das 1890 geschaffene Legat des Dr. A. Binet-Fendt über 23 156 Franken – gleich viel wie im letzten Jahr. Gemäss dem Spender sollen alle fünf Jahre die Zinsen «derjenigen Person verabfolgt werden, deren Bürgerverdienst oder schriftstellerische Betätigung am geeignetsten befunden wird, zwischen den Bürgern den Frieden, die Eintracht, die gegenseitige Opferwilligkeit zu erhalten und zu fördern oder bei ihnen die Liebe zum Vaterland oder die Hingebung für dessen Wohlergehen anzuregen».

Die Verleihung dieses Preises scheint anspruchsvoll zu sein. Letztmals ist eine Trägerin im Jahr 1981 ausgewiesen worden, die einigermaßen unbekannte Frauenrechtlerin Gertrud Heinzelmann. Neben dem Anforderungsprofil erschwert die gegenwärtige Zinssituation die Vollstreckung des Legat-Willens. Der Fonds wirft null Zinsen ab. Da kommt in fünf Jahren nicht einmal ein Blumenstraus zusammen. Um immerhin einen Franken veränderte sich das UFA-Stiftungskapital «zu Gunsten der Forschungsanstalt für viehwirtschaftliche Produktion» in Posieux: von 41 597 auf 41 596 Franken.

Der nächste Topf wird eingerichtet

Allerdings gibt es auch richtig fette Sonderkassen, nämlich der mit 1063 Millionen Franken Steuergeldern dotierte Fonds für Regionalentwicklung – ein gigantischer Selbstbedienungstopf für die Kantone. Gemäss Selbstbeschreibung kann der Bund damit Finanzhilfen gewähren «für die Vorbereitung, die Durchführung und die Evaluation von Initiativen, Programmen und Projekten [...], die das unternehmerische Denken und Handeln in einer Region fördern».

Je schwammiger die Definition, desto ungezierter wird zugegriffen. 570 Millionen Franken hat der Bund zwischen 2008 und 2015 für Regionalprojekte gesprochen – was die Kantone damit anstellen, weiss das zuständige Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) auch nicht so genau. Und der nächste grosse Topf wird gerade eingerichtet: Der mit den CO₂-Abgaben gespeiste «Technologiefonds» – ein bereits mit 97 Millionen Franken ausgestattetes Subventionsvehikel für Firmen aus dem erneuerbaren Energie-Filz. *Peter Keller*

Die wacklige Autorität von Oberstleutnant Blöchlinger

Der ehemalige Chef der Bundeskriminalpolizei, Kurt Blöchlinger, hat nach dem Debakel um den illegalen Doppelagenten Ramos in Schaffhausen angeheuert. Dort liegt der Kommandant im Clinch mit Mitarbeitern und ist in ein arbeitsrechtliches Verfahren verwickelt. *Von Philipp Gut*

Es kommt selten vor, dass ein kantonaler Polizeichef vor Gericht erscheint. Noch etwas seltener ist, dass ein solcher Chef eine gewisse nationale Bekanntheit hat. Bei Kurt Blöchlinger, Oberstleutnant und Kommandant der Schaffhauser Polizei, trifft beides zu. Am 28. Februar verhandelte das Kantonsgericht Schaffhausen über einen arbeitsrechtlichen Streit, in den er direkt involviert ist. Das Urteil steht noch aus.

Blöchlinger ist der Nation durch seine Rolle im Fall Ramos in Erinnerung, dem grössten Justiz- und Politskandal der Schweiz in den letzten Jahrzehnten. Er stand von 2003 bis 2008 der Bundeskriminalpolizei (BKP) vor, während seiner Amtszeit wurde der dubiose Doppelagent und Drogendealer Ramos eingeschleust. Unter ihm leitete sein persönlicher Freund Michael Jaus die «Task Force Guest», die Ramos betreute. Enge Verbindungen schon aus der Studentzeit hatten die beiden auch zum ehemaligen Bundesanwalt Valentin Roschacher, der über den Fall Ramos stolperte. Intern nannte man das Trio Roschacher-Blöchlinger-Jaus wegen seines hemdsärmeligen Stils «die Sheriffs».

Das Bundesstrafgericht beurteilte den Einsatz von Ramos als illegal und sprach den von diesem mit einem falschen Anfangsverdacht belasteten Bankier Oskar Holenweger vollumfänglich frei. Neben Bundesanwalt Roschacher stürzte auch sein Nachfolger Erwin Beyeler – zugleich Blöchlingers Vorgänger bei der BKP – über die Affäre. Blöchlinger selbst hatte gegenüber der zuständigen Parlamentskommission behauptet: «Die Informationen von Herrn Ramos waren gut.» Die *Weltwoche* berichtete damals von seiner «Günstlingswirtschaft» und schrieb, das Betriebsklima der BKP sei geprägt «von Misstrauen und Frustration, Beziehungsfilz und Intrigen». 2009 setzte sich Blöchlinger nach Schaffhausen ab.

«Eines Kommandanten nicht würdig»

Doch nun scheinen ihn die alten Probleme auch am neuen Arbeitsort einzuholen. Die *Schaffhauser AZ* berichtete kürzlich («Kein Freund und Helfer»), es rumore gewaltig im Polizeikorps. Die *Weltwoche* enthüllt weitere Einzelheiten zu einem der Fälle: Daniel P. war für den Rechtsdienst der Polizei Schaffhausen tätig. Als sein ehemaliger Chef die Schaffhauser Polizei verliess, übernahm es P., die Gegen-

stände, die dem Arbeitgeber gehörten, entgegenzunehmen und die persönlichen Effekten an den Ex-Chef zu übergeben. Eigentlich ein banaler Vorgang, der überdies durch eine schriftliche Vereinbarung fixiert worden war. Doch er sollte Folgen zeitigen.

Am 14. März 2016 hatte P. ein Personalgespräch mit Kommandant Blöchlinger. Er tat ihm sein Interesse an der frei gewordenen Stelle als Chef Rechtsdienst kund. Blöchlinger nahm dies entgegen und erläuterte den Ablauf der internen Ausschreibung. Im selben Gespräch forderte er P. zudem auf, sich bezüglich «der Modalitäten zu äussern», gemäss denen die Übergabe der Gegenstände des ehemaligen Rechtschefs erfolgt sei. P. entgegnete, er wolle dazu keine Stellungnahme abgeben. Blöchlinger zeigte sich «irritiert» und gab zu bedenken,

dass dies «auch Einfluss auf ein mögliches Bewerbungsverfahren «Chef Rechtsdienst» haben wird». Was er indes verschwie: Bereits seit mehreren Tagen hatte er die Stelle vergeben, das ist aktenkundig. Doch gegenüber P. tat er so, als sei das Rennen immer noch offen.

Die nächste Episode in dieser sonderbaren Geschichte folgte am 23. März. An diesem Tag stellte Blöchlinger Daniel P. ein «ausgezeichnetes» Zwischenzeugnis aus. P. sei ein «äusserst gewissenhafter und loyaler Mitarbeiter, auf den man sich jederzeit verlassen kann». Er freue sich «auf eine Fortsetzung unserer guten Zusammenarbeit».

Ein weiteres Personalgespräch fand am 1. April 2016 statt. Jetzt teilte Blöchlinger P. mit, das Arbeitsverhältnis könne «aufgrund dieses Vertrauensverlustes» – gemeint ist das Treffen



Neuer Arbeitsplatz, alte Probleme: Vorgesetzte Widmer Gysel, Polizeikommandant Blöchlinger.

vom 14. März – «so nicht weitergeführt werden». Das sei schade, denn er habe P. «fördern» wollen. P. hingegen bekräftigte, dass er beabsichtige, den Arbeitsvertrag bis zum Ende zu erfüllen. Und wie Blöchliger in einer Aktennotiz festhielt, fügte P. an, «dass er keine Angst vor mir habe und er mein Verhalten als eines Kommandanten nicht für würdig erachte».

Die Ereignisse überstürzen sich

Am 4. April sassen die beiden schon wieder zusammen, und Blöchliger eröffnete P., «dass er ihn per sofort (4. April) freistellen werde». Gleichzeitig machte er dem aufmüpfigen Mitarbeiter ein Angebot: Das Arbeitsverhältnis könne «einvernehmlich» aufgelöst werden. Blöchliger gab ihm eine Bedenkzeit bis 8. April, also vier Tage. Trete er bis dahin allerdings nicht darauf ein, gelte dies «als fristlose Kündigung».

Dann überstürzten sich die Ereignisse: Noch bevor die «Bedenkzeit» abgelaufen war, verschickte der Kommandant am 5. April eine E-Mail an sämtliche Mitarbeiter der Polizei und weitere Empfänger, in der er mitteilte, dass die Anstellung von Daniel P. «als Jurist bei der Schaffhauser Polizei mit dem gestrigen Tag beendet wurde». Auf Ersuchen des Gegenanwalts reichte Blöchliger später eine schriftliche Begründung für die fristlose Kün-

digung nach: P. habe ohne seine Anweisung den Arbeitsplatz seines ehemaligen Chefs geräumt und dazu nichts sagen wollen. Sodann habe er «in beleidigender Weise die Autorität des Kommandanten in Frage» gestellt.

P. und sein Anwalt zogen vor Gericht. Sie bestreiten, dass ein wichtiger Grund für eine fristlose Kündigung vorliege. Überdies bleibe unklar, wann diese erfolgt sei: im Gespräch vom 4. April? Oder in der E-Mail an die Mitarbeiter und weitere Adressaten vom 5. April? Oder am 8. April, nach Ablauf der ominösen Bedenkzeit? Noch verwirrender: Mehrfach erneuerte Blöchliger in der Folge schriftlich das Angebot für eine «einvernehmliche Beendigung des Arbeitsverhältnisses», obgleich er dieses bereits für beendet erklärt hatte. Wie kann man über die Auflösung eines Arbeitsverhältnisses verhandeln, das aufgelöst ist?

SVP-Regierungsrätin stützt Blöchliger

Inzwischen ist der Fall zum Politikum geworden. Daniel P. reichte Beschwerde aufgrund des Dienstreglements für die Schaffhauser Polizei bei Regierungspräsidentin und Finanzdirektorin Rosmarie Widmer Gysel ein. Seine Persönlichkeitsrechte seien durch die Bekanntgabe der Beendigung des Arbeitsverhältnisses in der breitgestreuten E-Mail von Blöchliger in schwerwiegender Weise verletzt worden. Doch die SVP-Politikerin stellte sich hinter den Polizeikommandanten. Sie stütze auch den Entscheid, das Arbeitsverhältnis mit P. wegen «Unzumutbarkeit» aufzulösen.

Der Schaden ist freilich angerichtet, der Fall zieht weitere Kreise. Daniel P. ist der Auffassung, das Vorgehen von Blöchliger erfülle mutmasslich den Tatbestand der versuchten Nötigung und behält sich eine Strafanzeige gegen Blöchliger vor. Konkret gehe es um die Anordnung des Kommandanten, ihn fristlos zu entlassen, wenn er nicht spure und die «einvernehmliche» Trennung ablehne. Von diesem Vorwurf weiss auch Regierungspräsidentin Widmer Gysel. Laut Gesetz sind auch Regierungsvertreter zu einer Anzeige verpflichtet, wenn ihnen in ihrer amtlichen Tätigkeit eine schwerwiegende Straftat, wie etwa (versuchte) Nötigung, bekannt wird. Widmer Gysel will davon allerdings nichts wissen.

In seinem Plädoyer vor dem Schaffhauser Kantonsgericht sagte P.s. Anwalt, die «ungerechtfertigte beziehungsweise unverhältnismässige» fristlose Entlassung seines Mandanten sei «nichts anderes als eine verfehlte Machtdemonstration». Blöchliger, konfrontiert mit den Vorwürfen, will mit Verweis auf das laufende Gerichtsverfahren «nicht näher» darauf eingehen. Die Entlassungsgründe gestalteten sich jedoch «differenzierter» als dargestellt. Auch zum Vorwurf der Nötigung könne er sich nicht äussern. Er habe keine Mühe, mit Kritik umzugehen, und es gebe keine Häufung von Querelen bei der Schaffhauser Polizei.

Gewerkschaften

Segen Arbeitslosigkeit

Die Unia erhält jährlich fast 50 Millionen Franken vom Bund für ihre Arbeitslosenkasse.



Millionengewinn.

Im Waadtland wirft ein Finanzskandal im Umfeld der kantonalen Arbeitslosenkasse hohe Wellen. Mitfingierten Arbeitsverhältnissen nach Konkursen soll eine grosse Zahl von Bauarbeitern Leistungen erschlichen haben. Der Schaden geht in die Millionen. Pikant:

Offenbar waren auch zwei Unia-Funktionäre in die Machenschaften verwickelt. Die Betroffenen wurden von der Gewerkschaft freigestellt.

Doch selbst wo kein Betrug im Spiel ist, profitiert die Unia von der Schweizer Arbeitslosenversicherung. Die Gewerkschaft betreibt nämlich die landesweit grösste Arbeitslosenkasse (ALK). 1,2 Milliarden Franken gingen im Jahr 2015 durch die Hände der Unia-ALK an Arbeitslose. Wer arbeitslos wird, darf entscheiden, von welcher ALK er seine Unterstützung ausgezahlt bekommt. Im Jahr 2016 wählten fast 84 000 Arbeitslose die Unia als Zahlstelle.

Geld für Abstimmungskämpfe

Nach Angaben des Staatssekretariats für Wirtschaft hat die Unia im Jahr 2015 48,8 Millionen Franken an «Verwaltungskostenentschädigung» für ihre ALK von der Arbeitslosenversicherung bekommen. Das ist mehr als ein Drittel der totalen Unia-Einnahmen von 143 Millionen Franken. Nach Abzug der eigenen Kosten bleibt laut Kennern ein Gewinn der ALK von rund fünf Millionen Franken – Geld, das die Gewerkschaft beispielsweise in Abstimmungskämpfen einsetzen kann.

Schon vor Jahren kritisierte der St. Galler Wirtschaftsprofessor Franz Jaeger in der *Weltwoche*, dass es volkswirtschaftlich problematisch sei, wenn die Gewerkschaften von steigender Arbeitslosigkeit finanziell profitieren. Dies könnte sie dazu verleiten, bei Lohnverhandlungen zu aggressiv vorzugehen und damit gezielt Arbeitslosigkeit herbeizuführen.

Das Thema der gewerkschaftlichen Arbeitslosenkasse beschäftigt bald auch das Parlament. Der Aargauer SVP-Nationalrat Thomas Burgherr verlangt in einer in diesen Tagen eingereichten Interpellation eine Überprüfung, ob «diese Form der Verflechtung noch effizient und zeitgemäss» sei. Florian Schwab



Keine graue Maus mehr

Als erste Stadtpräsidentin von Zürich hatte Corine Mauch anfänglich einen schweren Stand. Heute hat sie ihre Rolle gefunden. Ihre Wiederwahl scheint ungefährdet.

Von Michael Baumann

Zuerst einmal ging sie in die Ferien. Der Start von Corine Mauchs Karriere als Stadtpräsidentin von Zürich verlief im Jahr 2009 nicht ohne Misstöne. Von bürgerlicher Seite war die damals 48-jährige Sozialdemokratin nicht nur im Wahlkampf um die Nachfolge von Elmar Ledergerber stark kritisiert worden. Schelte erntete sie auch, als sie sich nach geschlagener und gewonnener Schlacht vor dem Amtsantritt gleich für vier Wochen verabschiedete und nicht erreichbar war. Keine Lust auf das Amt, so lautete der Vorwurf, habe die SP-Frau, weshalb sie für die Position an der Spitze der grössten Schweizer Stadt ungeeignet sei. Dabei klang bei FDP und SVP vor allem der Frust nach, dass Mauch gerade etwas gelungen war, was ihr die wenigsten zugetraut hatten.

Sie schlug als SP-Gemeindeparlamentarierin im zweiten Wahlgang keine Geringere als die arrivierte und allseits beliebte FDP-Stadträtin Kathrin Martelli aus dem Feld – mit 11 000 Stimmen Vorsprung. Im ersten Wahlgang hatte die Freisinnige noch rund tausend Stimmen vor Mauch gelegen, ohne allerdings das absolute Mehr zu erreichen. So wurde eine Sozialdemokratin aus dem Aargau die erste Frau an der Spitze der grössten Schweizer Stadt und nicht die Stadtzürcher Freisinnige aus dem Seefeldquartier.

Maximaler Kontrast zu Ledergerber

Von Liebe zu ihrem neuen Amt konnte man zuerst aber bei Mauch nicht sprechen. Sie tat sich lange schwer mit öffentlichen Auftritten und fand auch nur langsam Zugang zum lokalen Establishment. Bald wurde die hölzern und bieder wirkende Stadtpräsidentin als graue Maus oder eben als «graue Mauch» titulierte. Dabei hat sie durchaus ihre bunten Seiten: Als Bassistin spielt sie in einer Rockband, und aus ihrer Homosexualität hatte sie nie ein Geheimnis gemacht. Der Unterschied zu ihrem extrovertierten und leutseligen Vorgänger und Parteigenossen, Elmar Ledergerber, hätte – auch politisch – trotzdem grösser nicht sein können.

Am ersten Sechseläuten nach ihrer Wahl, ein jährlicher Pflichtanlass für das Stadtoberhaupt, fehlte Mauch schon mal, was ihr abermals Kritik eintrug. Bei der zweiten Gelegenheit lief sie dann bei der inoffiziellen Frauenzunft «Gesellschaft zu Fraumünster» mit, ein Entscheid, den ihr viele «richtige» Zünfter übelnahmen. In der Folge wurden die Berührungspunkte gegenüber den traditionel-



Liebäugeln mit einem Machtaufbau: Stadtpräsidentin Mauch.

len Zünften kleiner, so wie dieses Jahr, als sie an der Seite von 400-Meter-Hürden-Europameister Kariem Hussein als Ehrengast der Zunft Höngg beschwingt durch Zürichs Strassen zog.

Würde statt Bürde: Heute hat sich Mauch als Stadtpräsidentin etabliert sowie ihre Rolle gefunden. Sie wirkt gefestigt, fast schon souve-

rän, ohne anbiedernd oder schillernd aufzutreten. Es wird kaum noch Kritik laut an ihrer Person, weder von Seiten politischer Gegner noch in den eigenen Reihen. Bei den Stadtzürcher Genossen herrscht Eintracht vor, ganz nach dem Motto «Friede, Freude, Eierkuchen». Im Gegensatz zur Kantonalpartei, die sich regelmässig zofft und zwischen der Juso

und Regierungsrat Mario Fehr, der sogar schon einmal seine Parteizugehörigkeit sistert hat, schlichten muss. Rumort es dann und wann doch im Stadtrat, dann steht nie Mauch, die für Kultur, Stadtentwicklung und Wirtschaftsförderung zuständig ist, in der Schusslinie, sondern andere wie etwa Sicherheitsvorsteher Richard Wolff. Diesem entzog Mauch, wenn auch zu spät, die Zuständigkeit für ein illegal besetztes Areal, weil Wolffs Nachwuchs dort ein und aus ging, was ihn befangen machte. Mauch versteht es, die Reihen zu schliessen

Aus Mangel an aussichtsreichen Konkurrenten stand ihr Sieg von vornherein fest.

und an der Spitze eines scheinbar geeinten Gremiums aufzutreten, ohne selber Akzente zu setzen. Dabei kommt ihr zugute, dass Zürich prosperiert und zurzeit keine wirklichen Probleme kennt. Sie selber verweist auf Anfrage auf die stabile finanzielle Lage und die konstruktive Zusammenarbeit im Stadtrat. Dass in einer Meinungsumfrage 98 Prozent der Befragten angaben, gerne oder sehr gerne in Zürich zu leben, spreche für sich. In Ausübung ihres Amtes erinnert die unaufgeregte agierende SP-Frau mittlerweile an die mütterliche deutsche Kanzlerin Angela Merkel.

Das war nicht immer so. In ihren Anfängen als Stadtpräsidentin trat Mauch in so manches Fettnäpfchen und trat denkbar ungeschickt auf: Einmal hatte sie ihr Manuskript vergessen, ein anderes Mal klagte sie am Rande einer Diskussionsveranstaltung sinngemäss, dass es jeden Tag Momente gebe, in denen sie es bereue, Stadtpräsidentin zu sein. Da flammten das Misstrauen und die Kritik sofort wieder auf, und, noch schlimmer, ihre Eignung für das Amt der Stadtmutter wurde in Frage gestellt: Wie kann sich die gute Frau, die knapp 300 000 Franken im Jahr verdient, erfreuen, sich in der Öffentlichkeit über ihren Job zu beklagen? Später ruderte sie zurück und relativierte ihre Aussage: Natürlich liebe sie ihr Amt, nur ganz selten sei das nicht so. Der Schaden war da allerdings schon angerichtet.

CVP und FDP taumeln

Gleichwohl wurde sie zweimal problemlos und glanzvoll im Amt bestätigt. Da Ledergerber seine zweite Legislaturperiode als Präsident nicht beendet hatte, stand für Mauch 2010, nur ein Jahr nach ihrem Triumph über Martelli, schon die erste Bestätigung an. Aus Mangel an aussichtsreichen Konkurrenten – die FDP und die SVP nominierten keine Kandidaten – stand ihr Sieg von vornherein fest. Knapp 40 000 Stimmen entfielen schliesslich auf die Stadtpräsidentin, immerhin fast 20 000 auf «Vereinzelte», was eine gewisse Unzufriedenheit und auch Protest zum Ausdruck

brachte. Vier Jahre später stellte sich der politische Quereinsteiger von der FDP, Filippo Leutenegger, Mauch entgegen. Er blieb chancenlos. In jedem Wahlkreis lag er zurück, am Schluss lautete das Verdikt 48 000 zu 32 000 Stimmen.

Die in den USA geborene Corine Mauch wuchs in einem politischen Elternhaus auf. Ihre Mutter, Ursula Mauch, sass für die SP des Kantons Aargau im Nationalrat. Die Tochter interessierte sich schon in jungen Jahren für die Politik, 1990 trat sie den Sozialdemokraten bei, 1999 wurde sie in den Zürcher Gemeinderat gewählt. Ein Jahr vor ihrem grossen Coup übernahm sie das Fraktionspräsidium im Parlament. 2018 finden in der Stadt die nächsten Wahlen statt, der Kampf um die Sitze nimmt langsam Fahrt auf. Die rot-grüne Mehrheit, die gegenwärtig sechs der neun Exekutivsitze hält, liebäugelt mit einem Machtausbau. Ob die CVP den Sitz des zurücktretenden Gerold Lauber halten kann, ist ungewiss. Die FDP ist schon froh, wenn sie Andres Türlener ersetzen kann, und die SVP mag wohl zweitstärkste Fraktion im Gemeinderat bleiben, den Einzug in den Stadtrat dürfte sie aber zum wiederholten Mal verpassen.

«Investitionen in die Lebensqualität»

Auf der linken Seite lacht man sich derweil schon ins Fäustchen. Vor allem die Grünen rechnen sich – ob mit Nationalrat Bastien Girod oder Gemeinderätin Karin Rykart – grosse Chancen auf einen Sitzgewinn aus. Corine Mauch hat schon vor geraumer Zeit ihre neuerliche Kandidatur angekündigt. Sie möchte, wie sie sagt, «das Erfolgsmodell Zürich fit für die Herausforderungen von morgen machen». Dafür brauche es Investitionen in die Lebensqualität, die Innovationskraft, das Kulturangebot und in eine zukunftsgerichtete, moderne Infrastruktur sowie in das gute Zusammenleben einer zunehmend vielfältigen Bevölkerung. Seit Mauchs Amtsantritt ist Zürich um rund je 35 000 Einwohner und Arbeitsplätze gewachsen. Wichtig sei, das Wachstum gut und qualitativ bewältigen zu können, ohne die Landschaft weiter zu zersiedeln. Dafür sei auch bezahlbarer Wohnraum nötig, um soziale Stabilität und Sicherheit zu erreichen, zudem brauche es gute Schulen und erfolversprechende Bedingungen für Start-up-Unternehmen. Dass die Diversifizierung der Wirtschaft gelungen und die Abhängigkeit vom Bankensektor verringert worden sei, schreibt sie auch dem Stadtrat zu. «Investition» und «Innovation» sind Begriffe, die Mauch immer wieder verwendet.

Der Kampf ums Zürcher Stadtpräsidium verspricht wenig Spannung. Auch wenn Filippo Leutenegger nochmals kandidieren sollte – die Würfel sind diesbezüglich noch nicht gefallen –, an der einstmaligen «grauen Mauch» führt kaum ein Weg vorbei. Wunder dauern immer etwas länger. ○

Schweiz

Linke Bastionen

SP und Grüne beherrschen die Städte. Das ist das Ergebnis einer konsequenten Personalpolitik.

Nicht nur in Zürich, wo Stadtpräsidentin Corine Mauch regiert, sind die Sozialdemokraten eine Macht. Auch in den fünf anderen Schweizer Zentren mit über 100 000 Einwohnern haben die bürgerlichen Parteien wenig zu melden.

Einige Zahlen: In den Exekutiven von Zürich, Genf, Basel, Lausanne, Bern und Winterthur sind gesamthaft vierzig Sitze zu verteilen. Die Sozialdemokraten besetzen zurzeit sechzehn Mandate, die Grünen deren sieben. Folgerichtig gibt die Linke fast überall den Ton an. Die Ausnahme von der Regel stellt die Industriestadt Winterthur dar. Dort behauptet die SVP zurzeit den einzigen Sitz in einer grossstädtischen Regierung, wodurch keine rot-grüne Mehrheit resultiert.

Je grösser die Städte, desto konsequenter tendieren sie nach links. Das gilt speziell für die Westschweizer Kommunen, wo die Linksparteien übermächtig sind. In Lausanne hat der Sozialist Grégoire Junod den Grünen Daniel Bréla als *syndic* abgelöst. In Genf muss die Linke nur deswegen das Stadtpräsidium mit den versprengten Bürgerlichen teilen, weil das Amt im jährlichen Turnus wechselt. In der katholischen Hochburg Freiburg amtiert der SP-Mann Thierry Steiert als Stadtammann.

Wie man Wahlen gewinnt

Wohin führt der Trend in der Deutschschweiz? In Aarau löste 2013 die Sozialdemokratin Jolanda Urech den Freisinnigen Marcel Guignard als Stadtoberhaupt ab. In Schaffhausen setzte sich 2014 der SP-Mann Peter Neukomm im Kampf ums Stadtpräsidium gegen seinen freisinnigen Konkurrenten Raphaël Rohner durch. In der Stadt Luzern hat der SP-Mann Beat Züsli den amtierenden Stadtpräsidenten Stefan Roth (CVP) abgelöst. Man muss Städte suchen, die sich antizyklisch verhalten: In St. Gallen regiert der freisinnige Stadtpräsident Thomas Scheitlin unangefochten.

Der Vormarsch der Linken in den Städten ist auch das Ergebnis einer konsequenten Personalplanung. Wer sich in der SP oder bei den Grünen auf parlamentarischer Ebene profiliert, ist für eine exekutive Aufgabe gesetzt. Die Aussicht auf eine gut besoldete Staatsstelle ist aus linker Perspektive verlockend, keine Pflichtaufgabe, ein Aufstieg. Anders als die bürgerlichen Parteien brauchen SP und Grüne ihre besten Köpfe für den Kampf um staatliche Exekutivämter nicht zu überreden. So gewinnt man Wahlen. René Zeller

Szenen eines kalten Krieges

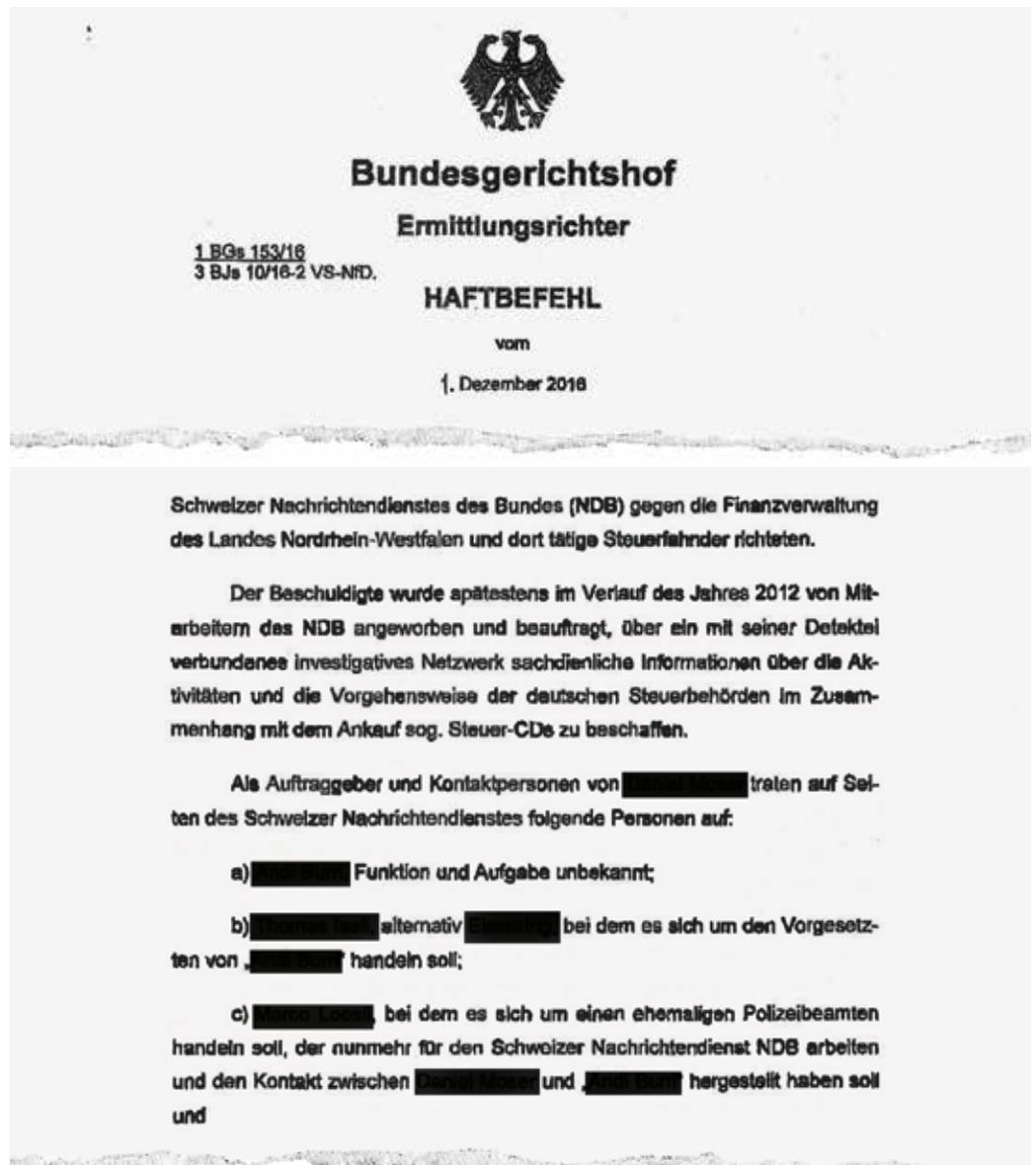
Die deutschen Behörden berufen sich bei der Verhaftung des angeblichen Schweizer Spions Daniel M. auf Akten der Bundesanwaltschaft in Bern, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen. Hat die Schweiz ihren eigenen Mann ans Messer geliefert? *Von Alex Baur*

Am Anfang stand ein Affront, wie er wohl einmalig ist unter befreundeten Nachbarn in Friedenszeiten. Zwischen 2008 und 2010 kauften Steuerfahnder des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen mit moralischer und finanzieller Unterstützung der deutschen Regierung systematisch gestohlene Bankkundendaten aus der Schweiz auf. Insgesamt 10,3 Millionen Euro zahlten die beim Datenschutz ansonsten pingeligen Deutschen für die Hehlerware. Der Datendiebstahl auf fremdem Territorium führte zu 7949 Steuerverfahren mit einer Ausbeute von 671 Millionen Euro. Aus Schweizer Sicht war es wohl eher eine wirtschaftliche Kriegserklärung.

Trotzdem reagierte die offizielle Schweiz erstaunlich zurückhaltend. Immerhin wurden die Datendiebe überführt, ein österreichischer Hehler nahm sich in der Untersuchungshaft das Leben. Im April 2012 schrieb die Bundesanwaltschaft in Bern zudem drei Steuerermittler aus Nordrhein-Westfalen wegen wirtschaftlichen Nachrichtendienstes und Verletzung des Bankgeheimnisses zur Verhaftung aus, unter ihnen den bekannten Cheffahnder Peter Beckhoff. Deutsche Politiker, allen voran der nordrhein-westfälische Finanzminister Norbert Walter-Borjans (SPD), reagierten mit lautem Protest. Doch der deutsche Staat nahm sich nicht einmal die Mühe, den Haftbefehl auf rechtlichem Weg anzufechten. Die Schweizer Bundesanwaltschaft ihrerseits hatte offenbar kein echtes Interesse daran, die deutschen Hehler-Beamten zu verhaften. Sie kündigte ihren nur im Inland gültigen Haftbefehl nämlich öffentlich an – eine klare Botschaft an die Gesuchten, das Land tunlichst zu meiden.

Die Geschichte hinter der Geschichte

Seit letztem Freitag ist der kalte Krieg um die gestohlenen Bankkundendaten wieder neu aufgeflammt: In Frankfurt wurde der ehemalige Schweizer Polizist und Nachrichtendienstler Daniel M. wegen Spionageverdachts verhaftet. Der Vorwurf: Der 54-Jährige soll die Namen der drei Steuerfahnder aus Nordrhein-Westfalen, die den Kauf der gestohlenen Steuerdaten organisiert hatten, im Auftrag des Schweizer Nachrichtendienstes ausfindig gemacht haben. Anders als die Bundesanwälte in Bern meinen es ihre deutschen Kollegen mit dem am 1. Dezember 2016 ausgestellten Haftbefehl aber ernst. Er wurde bislang geheim gehalten. Der *Weltwoche* liegt eine Kopie des über neun Seiten relativ ausführlich begründeten



Erstaunlich gut informiert: deutscher Haftbefehl gegen den Schweizer Daniel M.

Haftbefehls vor. Und daraus geht in aller Deutlichkeit hervor: Die deutschen Ermittler sind nicht nur erstaunlich detailliert über geheime Interna des Schweizer Nachrichtendienstes (NDB) informiert, sie stützen die Anschuldigungen gegen Daniel M. im Wesentlichen auf Akten und Protokolle, die von der Bundesanwaltschaft in Bern stammen. Und es stellt sich die Frage: Wie gelangten diese Informationen aus der Schweiz in die Hände deutscher Bundesermittler?

Gemäss dem Haftbefehl wurde der vormalige Polizist und Sicherheitschef der Bank UBS im Jahr 2012 vom NDB «angeworben und beauftragt, über ein mit seiner Detektei verbundenes investigatives Netzwerk sachdienliche

Informationen über die Aktivitäten und Vorgehensweise der deutschen Steuerbehörden im Zusammenhang mit dem Ankauf sog. Steuer-CDs zu beschaffen». Die involvierten Schweizer Geheimdienstler werden dabei namentlich erwähnt. Zwar habe der NDB bereits eine Liste mit persönlichen Daten der Steuerfahnder gehabt, doch diese sei mit Lücken behaftet gewesen, welche Daniel M. behoben habe. Erst mit seiner Hilfe sei die Identifizierung der Steuerfahnder möglich gewesen, die in den Datendiebstahl involviert waren. Pikantes Detail: Auch der NDB setzte auf die korrumpierende Wirkung grosszügiger «Aufwandhonorare» und belohnte die «Platzierung einer Quelle in den Reihen der

nordrhein-westfälischen Finanzverwaltung» mit 90 000 Euro.

Deutsche Gesetzeshüter spionieren in der Schweiz, Schweizer Spione ermitteln in Deutschland. Als ob das nicht schon verworren genug wäre – hinter dieser Geschichte verbirgt sich noch eine andere. Auch die Schweizer Bundesanwaltschaft ermittelt nämlich seit zwei Jahren gegen Daniel M. wegen Nachrichtendienstes – und zwar in einem Fall, den deutsche Spione in der Schweiz angezettelt hatten. Das Verfahren ist pendent.

Schacher mit gefälschten Daten

Im Juni 2014 – also zwei Jahre nach dem Outing der deutschen Steuerfahnder – wurde Daniel M. vom bekannten deutschen Journalisten Wilhelm Dietl kontaktiert, einem vermeintlich ausrangierten Mitarbeiter des deutschen Nachrichtendienstes BND. Der Deutsche verlangte nach geheimen Bankdaten der russischen Gazprombank und des langjährigen BND-Chefs August Hanning. Wie sich erst später herausstellte, handelte Dietl im Auftrag von Werner Mauss, einer anderen ebenso bekannten wie sagenumwobenen Grösse aus dem deutschen Schlapphutmilieu.

Gegen ein Entgelt von insgesamt 130 000 Euro lieferte Daniel M. die gewünschten Daten, die er von einem ehemaligen israelischen Geheimdienstler erhalten hatte. Nur waren diese Daten wertlos, sie stellten sich als Fälschungen heraus. Das Seltsame an diesem Fall war: Mauss und Dietl hatten nicht nur alle Treffen mit Daniel M. heimlich aufgezeichnet – über einen Mittelsmann lieferten sie die Aufzeichnungen gleich brühwarm an die Bundesanwaltschaft in Bern, die von Anfang an auf dem Laufenden war und Daniel M. bei einem Treffen mit Dietl am 2. Februar 2015 vorübergehend verhaftete. Gegenüber der Bundesanwaltschaft legte Daniel M. seine Tätigkeit beim NDB offen – und dieses Protokoll bildet nun die Grundlage für das gegenwärtige Verfahren gegen Daniel M. in Deutschland.

Wer hat wen über den Tisch gezogen? Hat NDB-Mann Daniel M. den deutschen Schlapphüten bewusst falsche Bankunterlagen untergejubelt, um ihre Methoden bei der Datenhehlerei auszuforschen? Oder waren es nicht vielmehr Mauss und Dietl, die dem Schweizer gezielt eine Falle gestellt haben? Die Tatsache, dass Mauss und Dietl von Anfang an mit der Bundesanwaltschaft in Bern zusammenarbeiteten, weist eher auf die zweite Variante hin.

Den Zürcher Rechtsanwalt Valentin Landmann, der die Interessen von Daniel M. in der Schweiz vertritt, beschäftigt zurzeit allerdings vor allem eine Frage: Wie gelangten die vertraulichen Befragungsprotokolle der Schweizer Bundesanwaltschaft von Daniel M. nach Deutschland? Eine Strafanzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung soll Klärung bringen. ○

Beziehungen

Alle gegen Alice

Dass die AfD-Politikerin Alice Weidel einen Wohnsitz in Biel hat, passt vielen nicht. Der Shitstorm gegen sie könnte nun ihre in der Kulturszene tätige Lebenspartnerin aus ihrer Heimatstadt vertreiben.

Die Glückwünsche auf dem Parteitag der Alternative für Deutschland (AfD) waren noch nicht ganz verklungen, da meldete sich schon die Polizei bei Alice Weidel, der frischgewählten Spitzenkandidatin für die Bundestagswahl im September. Man müsse mit ihr über ihre Sicherheitslage, über das Bedrohungspotenzial und über Schutzmassnahmen reden, teilten die deutschen Beamten der Politikerin mit.

Weidel hatte das erwartet. Es ist eine von den Medien kaum berichtete Tatsache, dass AfD-Mitglieder und -Funktionäre in Deutschland gefährlich leben. Ausser einer fast schon alltäglichen Ächtung im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz kommen – zumal bei prominenten Vertretern – Gefahren für Leib und Leben hinzu. Da werden Fenster eingeworfen, Autos angesteckt und durchaus glaubwürdige Morddrohungen ins Haus geschickt. Es ist ein offenes Geheimnis, dass Spitzenfunktionäre der AfD Personenschutz bekommen und mit gepanzerten Autos unterwegs sind.

Das alles war Weidel klar, aber immerhin hatte sie eine Gewissheit: Ihre Familie – die Lebensgefährtin Sarah Bossard und deren beide kleinen Söhne – waren in Sicherheit. Sie lebten in Biel, und niemand ausser den engsten Vertrauten wusste von diesem Schweizer Wohnort. Bis vergangene Woche, als der Berner *Bund* und das *Bieler Tagblatt* das Geheimnis preisgaben. Seitdem evaluiert auch die Kantonspolizei Bern die Sicherheitslage von Alice Weidel und ihrer Familie.

Kameras vor dem Kindergarten

Denn mit der Veröffentlichung setzte ein veritabler Shitstorm ein, bei der auch ihre Partnerin – so Weidel – «mit in Sippenhaft» genommen worden sei. Bossard ist eine alteingesessene Bielerin. Seit die gebürtige Sri Lankerin als Kind von Schweizer Eltern adoptiert wurde, lebt sie in der Stadt. Hier ist sie zur Schule gegangen, hier hat sie ihren Freundes-

kreis. «In Biel war ich immer nur Sarahs Anhängsel», erklärt Weidel. «Ich bin mit ihr überallhin mitgegangen.»

Doch gerade von ihrem Freundes- und Bekanntenkreis fühle sich Bossard nun, wie Weidel hinzufügt, hintergangen: «Sie haben den Medien alles weitergegeben, was uns betrifft.» Die Wohnadresse, die Kita des Vierjährigen, ja sogar die Tatsache, dass die Familie in einer Eigentumswohnung lebt – alles sei plötzlich öffentlich geworden. Und überall tauchten Kameras auf, auch vor dem Kindergarten, in dem auch das Personal ausgefragt wurde. Der Junge war an jenem Tag glücklicherweise nicht dort.

Sehr schnell kursierte in den sozialen Netzen ein Aufruf an die Bürger von Biel, ein Manifest gegen die «Verkörperung des Bösen schlechthin» inmitten der «weltoffenen» Stadt zu verfassen. Man dürfe Alice Weidel zwar nicht sagen: «Dich wollen wir hier nicht», hiess es. «Trotzdem sollten Bielerinnen und Bieler ein Zeichen setzen. Insbesondere die Personen, die persönliche Kontakte zu Frau Weidel haben oder hatten, werden vielleicht das Bedürfnis haben, sich klar abzugrenzen.»

Darauf wollen es

Alice Weidel und Sarah Bossard nicht unbedingt ankommen lassen. «So, wie es aussieht, werden wir unsere Wohnsituation neu überdenken», sagt die Deutsche. Bossard beklagt, wie «hinter sozialmedialen Fratzen zum Hass angestachelt» werde. «Man greift dumm irgendwelche Zitate auf [...], ohne sich wirklich mit den [...] dahinterstehenden Menschen auseinandergesetzt zu haben.»

Immerhin unterstellte man Weidel in der Schweiz nicht, aus steuerlichen Gründen in der Schweiz zu leben – in der Hochsteuerstadt Biel wohl auch eher unwahrscheinlich. Steuerflucht ist für Weidel steuerrechtlich gar nicht möglich. Denn ein Bürger, der in Deutschland mit dem Hauptwohnsitz gemeldet ist, wird dort auch veranlagt. *Wolfgang Koydl*



«Verkörperung des Bösen»: Alice Weidel.



Freundliche Entsorgung.

Alt gegen Jung

Das Bild von den über Fünfzigjährigen, die um ihre Anstellung bangen müssen, trägt. Trotzdem hat der Bund das Gefühl, er müsse den Älteren im Umverteilungskampf gegen die jungen Generationen beistehen. Weshalb? *Von Beat Gygi und Jean-Michel Tixier (Illustration)*

Der 55-jährige Finanzfachmann einer Bank erzählt, wie er in Job und Mitarbeiterbeurteilung jahrelang bestens abgeschnitten, jetzt aber die Kündigung erhalten habe, weil seine Firma nun die Leistungen von Teams mit jüngeren Leuten beziehe. Juristen der Rechtsabteilung eines Konzerns erzählen einander, zu welchem niedrigen Salären soeben junge ausländische Kollegen eingestellt worden seien, hoffen indes, ihre Stellung noch bis zu ihrer Pensionierung verteidigen zu können.

Mit solchen und vergleichbaren Sorgen befassen sich auch Interessengruppen. Vor gut einer Woche kamen Vertreter von Bund und Kantonen, Gewerkschaftsbund, Travail Suisse, Arbeitgeberverband und Gewerbeverband

unter der Führung von Bundesrat Johann Schneider-Ammann zur dritten Nationalen Konferenz zum Thema ältere Arbeitnehmende zusammen, und sie garnierten die Diskussion mit einer formellen Schlussklärung, um deren Wortlaut unter den Beteiligten gerungen wurde.

Damit nicht genug. In der Sondersession von National- und Ständerat dieser Woche geht es um die parlamentarische Initiative von SP-Nationalrätin Bea Heim mit dem Titel «Das Potenzial älterer Arbeitskräfte klug nutzen und klug stärken». Gesetze sind ihrer Ansicht nach nötig, um «die Chancen älterer Arbeitskräfte für den Verbleib im Erwerbsleben» zu verbessern. Man könnte meinen, die

Stimmung in der Schweizer Wirtschaft werde durch die Angst der Älteren vor einem Arbeitsplatzverlust geprägt.

Herrscht denn heute ein Regime, in dem die Jugend rücksichtslos aufs Feld drängt und dem Alter die gebührende Wertschätzung verweigert wird? Entlassen Firmen ältere Angestellte, um Platz zu schaffen für die Einstellung jüngerer Kollegen, die zu geringeren Löhnen arbeiten und möglicherweise flexibler und produktiver sind?

Dieser Eindruck kann entstehen. Tatsächlich konnten die älteren Jahrgänge ihrer Arbeitsplätze früher noch etwas sicherer sein als heute. In der ersten Grafik ist dargestellt, wie sich die Erwerbslosigkeit unter den über

55-Jährigen zwischen 2011 und 2016 erhöht hat. Als erwerbslos gelten alle Personen, die arbeiten möchten, aber nicht können; neben den als arbeitslos Gemeldeten sind zusätzlich die Ausgesteuerten berücksichtigt, die nach Ablauf des Arbeitslosengeldbezugs aus der Statistik fallen, aber weiterhin eine Beschäftigung suchen. In der Schweiz hat diese Erwerbslosenquote unter den über 55-Jährigen von 3,3 Prozent im Jahr 2011 auf 3,7 Prozent im Jahr 2016 zugenommen. Und trotzdem sind die Älteren nicht schlecht dran; im Durchschnitt waren die Schweizer nämlich zu 4,3 Prozent erwerbslos, die Jungen (bis 25-jährig) sogar zu 7,5 Prozent.

Die meisten Stellenlosen

Sofort kommt da der Einwand, dass es für die Älteren in Deutschland, Grossbritannien, Island, Tschechien und Dänemark in der gleichen Zeit genau umgekehrt lief, siehe Grafik. Die Stellung der älteren Arbeitnehmer hat sich in diesen Ländern, die zu den fittesten in Europa zählen, seit 2011 verbessert. Aber bei alledem ist im Blick zu behalten, dass die Schweiz trotzdem immer noch bestens dasteht. In der EU gibt es unter den Älteren eine durchschnittliche Erwerbslosigkeit von 7,5 Prozent, das Daumendrehen ist also viel verbreiteter.

Und nochmals: Das ist nicht das ganze Bild. Wenn man das gesamte Geschehen in der Schweiz erfasst und alle Altersklassen einbezieht, muss man sagen, dass sich die Gruppe der über Fünfzigjährigen, der Ü-50, in der Arbeitswelt sehr gut hält. Die Arbeitslosenquote machte in der Schweiz insgesamt Ende März 3,4 Prozent der Erwerbswilligen aus, und durchleuchtet man diesen Durchschnittswert, erkennt man, dass die Älteren in einer besseren Lage sind als die Jüngeren. Probleme mit der Stellenlosigkeit haben nämlich eher die Leute zwischen zwanzig und vierzig Jahren, bei ihnen betrug die Arbeitslosigkeit jüngst 3,9 bis 4,2 Prozent. In der Gruppe der Fünfzig- bis Sechzigjährigen dagegen sind lediglich 3,1 Prozent arbeitslos, bei den über Sechzigjährigen sind es gar nur 2,6 Prozent.

Auch die zweite Grafik zeigt, dass die Beschäftigten über 55 Jahren dem Risiko der Arbeitslosigkeit weniger stark ausgesetzt sind als die Jüngeren. Die Senioren ab 55 machten jüngst fast 19 Prozent der gesamten Erwerbstätigen in der Schweiz aus (oberste Linie), das ist sozusagen ihr Marktanteil. Unter den Arbeitslosen wie auch unter den Erwerbslosen fallen die Ü-55 viel weniger ins Gewicht und kommen je nur auf einen Anteil von etwa 14 Prozent. Sie sind also unterproportional von Arbeits- und Erwerbslosigkeit betroffen, sie verteidigen ihre Stellen offenbar erfolgreicher, geben sie weniger rasch ab als die jüngeren Kolleginnen und Kollegen. Was soll also all das Gerede von den bedrohten älteren Arbeitnehmern, das kollektive Klagen über die Ge-

ringschätzung des Alters, das Organisieren von nationalen Konferenzen und Parlamentsdebatten? Klar, die Arbeitsmarktzahlen zeigen auch, dass ältere Personen nach dem Verlust ihres Arbeitsplatzes länger erwerbslos bleiben als die Jüngeren. Aber diesem Umstand wird mit einer Verlängerung der Laufzeit des Arbeitslosengeldes bereits teilweise Rechnung getragen. Zudem verweist George Sheldon,

Es ist im Blick zu behalten, dass die Schweiz trotzdem immer noch bestens dasteht.

Professor für Arbeitsmarktökonomie an der Universität Basel, in diesem Zusammenhang darauf hin, dass diese Gruppe für eine Stellensuche heute weniger lange brauchen als vor zwanzig Jahren. Die Lage der Älteren hat sich also in jeder Hinsicht verbessert. Das grosse Aufheben um eine mögliche Altersarbeitslosigkeit lässt sich mit diesem Punkt allein nicht erklären. Es muss mehr dahinterstecken.

Tatsächlich wird in der zweiten Grafik nicht nur gezeigt, dass die Ü-55 unter den Arbeitslosen und Erwerbslosen unterproportional vertreten sind, vielmehr wird auch eine zweite Botschaft vermittelt, die sozialen Sprengstoff enthält, weil sie die Verteilung der Lohnsumme unter Jung und Alt zum Thema hat. Wie die oberste Kurve zeigt, hat der Anteil der Älteren in der Arbeitswelt seit Jahren stetig zugenommen. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass im flexiblen Schweizer Arbeitsmarkt immer mehr Leute einer bezahlten Tätigkeit nachgehen, oft in Teilzeitpensen, vor allem auch mit zunehmendem Alter, wenn die Familie weniger zu tun gibt. Zum andern kommt in der steigenden Kurve zum Ausdruck, dass immer mehr Personen zur Gruppe der Ü-55

stossen. Der Grund liegt in der Bevölkerungsentwicklung: Es sind die sogenannten Babyboomer, die nun mehr und mehr in die Fünfzigerjahre kommen.

Bildlich gesehen, schiebt sich eine Art Berg von Beschäftigten langsam durch ihr sechstes Lebensjahrzehnt und auf das Pensionsalter zu. Der geburtenstärkste Jahrgang der Schweizer Geschichte ist 1964; die in diesem Jahr Geborenen werden nun also 53-jährig, und in zwei Jahren werden sie in der hier dargestellten Grafik erscheinen und die Linie weiter nach oben drücken. Damit werden sie wohl auch die Lohnsumme nach oben drücken, nach dem Motto: «Mehr Personen, und jede hat mehr Lohn als einige Jahre zuvor». Das ergibt sozusagen einen Lohnberg, der sich in den nächsten Jahren nach und nach durch die älteren Jahrgänge bewegt, bis er, bei der Grenze zum Pensionierungsalter, von der Altersvorsorge übernommen wird. Ähnliches zeigt die dritte Grafik: im Jahr 2000 machten die AHV-zahlungen der jüngeren Hälfte der Beschäftigten deutlich mehr aus als die älteren Hälfte. Heute ist das Verhältnis fast eins zu eins.

Gefürchtete Bogenkarriere

Der Lohnberg der Älteren hängt mit der typischen Lohnentwicklung über die Berufskarriere hinweg zusammen. Nach wie vor dominiert ja vielerorts das traditionelle Muster, dass junge Angestellte zu relativ geringen Löhnen in ihren Beruf einsteigen, dafür aber damit rechnen können, dass das Salär über die Jahre stetig zulegen und sein Maximum gegen die Pensionierung hin erreichen wird. Das bedeutet, dass die Jüngeren im ersten Teil ihrer Karriere wohl unter ihrer tatsächlichen Produktivität bezahlt werden, im zweiten Teil dafür eher mehr Lohn erhalten, als sie der Firma an Nutzen bringen. >>>

FOKUSKMU
Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Ohne KMU läuft in
der Schweiz gar nichts

ab Montag, 8. Mai 2017 um 17.35 Uhr

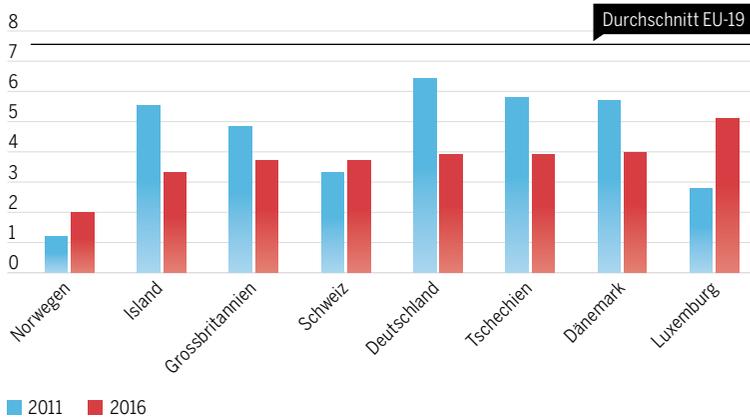
auf diesen Sendern:

TELE BÄRN TELE M TELE ZÜRICH

und unter:
www.fokus-kmu.tv

Die Schweiz hält sich gut

Quote der Erwerbslosen zwischen 55 und 64 Jahren im europäischen Vergleich, in Prozent

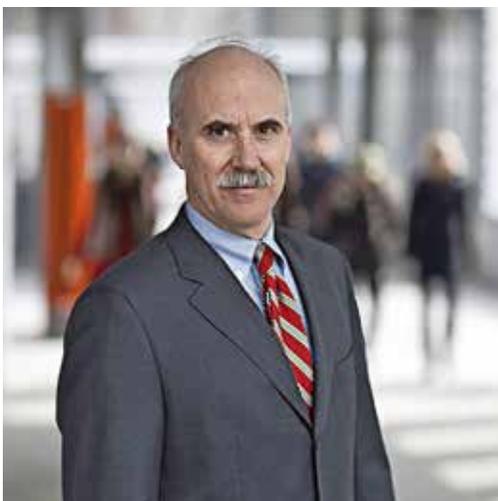


QUELLE: OECD, ARBEITGEBERVERBAND

Daumendrehen ist anderswo verbreiteter.

Wenn nun die geburtenstarken Jahrgänge auf breiter Front auf das Lohnmaximum ihrer Karriere zusteuern, kann dies für die Unternehmen teuer werden. Dies vor allem auch, weil die jüngeren Jahrgänge weit weniger gut besetzt sind und die Frage aufkommt, ob die traditionelle Mischrechnung – die Älteren überbezahlen, die Jüngeren unterbezahlen – bei derart ungleichen Proportionen noch aufgehen kann.

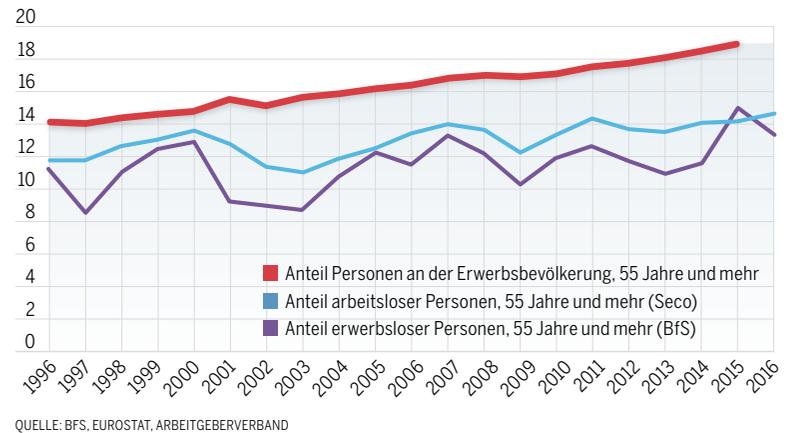
Damit kommt die Diskussion über einen Begriff auf, an den viele Arbeitnehmer nicht so gerne denken: die sogenannte Bogenkarriere. Stetig steigende Löhne sind für Unternehmen dann belastend, wenn die Produktivität der Älteren nachlässt. Wenn in solchen Fällen jedoch die Löhne flexibler werden, also nach dem Alter von vielleicht 55 Jahren wieder etwas sinken können, die Lohnkurve einen Bogen nach unten macht, hat die Firma grössere Anreize zum Halten der Mitarbeiter, weil Produktivität und Entlohnung so wieder besser zueinander passen. Sheldon erinnert daran, dass man das an den Arbeitsmärkten eigentlich seit Jahrzehnten kenne, Simon Wey, Arbeitsmarktspezialist beim Arbeitgeberver-



Flexiblerer Lohn: Ökonomiprofessor Sheldon.

Terraingewinn der «Silberrücken»

Anteil der über 55-Jährigen unter den Erwerbspersonen, Arbeitslosen und Erwerbslosen, in Prozent



QUELLE: BFS, EUROSTAT, ARBEITGEBERVERBAND

Die Älteren sind nicht schlecht dran.



Konferenzen: Gewerkschafter Rechsteiner.

band, gibt jedoch zu bedenken, dass eine Bogenkarriere für viele Beschäftigte heute immer noch ein Tabu sei. Rasch werde das nämlich als Prestigeverlust und Herabstufung angesehen, als Eingeständnis, dass die Leistungsfähigkeit nachlasse oder die Ausbildung nicht mehr den neuesten Anforderungen entspreche. Um die Arbeitsverhältnisse im Alter flexibler zu machen, dürfe man nicht einfach am Lohn schrauben, es sei besser, Fachliches, Verantwortung und Weiterbildung der Mitarbeiter zu einem neuen Stellenprofil zu arrangieren. Grosse Unternehmen haben naturgemäss mehr Spielräume für solche Umschichtungen als kleine.

Aus der Sicht von Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt sollten die Firmen im eigenen Interesse weit in die Zukunft schauen und die bewährten älteren Mitarbeiter möglichst im Unternehmen zu halten versuchen. In den nächsten zehn Jahren würden in der Schweiz brutto nämlich ungefähr eine Million und netto gegen 400 000 Leute in Pension gehen. Fragen nach der Ausdehnung der Lebensarbeitszeit, nach neuen Beschäftigungsmodellen und Lohnkurven würden immer dringli-

cher, aber die Suche nach sinnvollen Regeln wollten die Arbeitgeber ohne neue Gesetze und Regulierungen durchziehen. Der Gewerbeverband lehnt neue Regulierungen ebenfalls energisch ab.

Gewerkschaften machen Druck

Aus dieser Sicht wirken die Nationalen Konferenzen zur Lage der älteren Arbeitnehmer aber erst recht fragwürdig. Erstens ist die Stellung der über 55-Jährigen am Arbeitsmarkt besser als je zuvor, zweitens wollen sich die Unternehmen nicht in neue Regulierungen verstricken – warum trifft man sich denn mit Bund und Gewerkschaften zu runden Tischen, die doch meistens eine Vorstufe halb verbindlicher politischer Regulierung bedeuten? Die Frage betrifft vor allem auch das Departement von Bundesrat Johann Schneider-Ammann, das seinerzeit auf Verlangen von Paul Rechsteiner, dem Präsidenten des Gewerkschaftsbundes, 2015 diese Treffen zu organisieren begann und nach der jüngsten Austragung nun auch eine Fortsetzung versprochen hat.

Treibende Kraft ist im Grunde der Gewerkschaftsbund, und er ist unzufrieden mit den Ergebnissen des jüngsten Treffens. Die Gewerkschaftsseite verlangt eine Art flankierende Massnahmen für ältere Arbeitnehmer. Dazu zählt ein Kündigungsschutz für langjährige Mitarbeiter über fünfzig, der je nachdem an die Dauer der Betriebszugehörigkeit gekoppelt ist. Corrado Pardini, Geschäftsleitungsmitglied der Gewerkschaft Unia, ist der Ansicht, dass der Schutz gegen Kündigungen flexibel gestaltet werden könne, so dass er nicht abschreckend auf neue Anstellungen wirken sollte. Hinzu kommen Forderungen nach einer Kombination von Arbeitslosen- und Weiterbildungsunterstützung oder Meldepflichten zugunsten der älteren Jahrgänge. Zudem spielt als politische Querverbindung die im September zur Abstimmung kommende Gesetzesvorlage «Altersvorsorge

Spuren der Alterung

Beiträge an die AHV nach Altersgruppen, in Mio. Franken



QUELLE: BUNDESAMT FÜR VERSICHERUNGEN, BERECHNUNGEN AUFGRUND VON DATEN ZUR EINKOMMENSVERTEILUNG

Junge fallen zurück.

2020» hinein: Arbeitslose ab 58 Jahren sollen demnach in der Pensionskasse versichert bleiben und einen Rentenanspruch erhalten.

Man kann einwenden, dass die Gewerkschaftsseite mit ihren Forderungen nicht durchkommen werde, aber immerhin hat sie erreicht, dass die offizielle Schweiz an runden Tischen über ein Thema diskutiert, das sie auf die Liste gesetzt hat und das ohne Mithilfe des Bundes und der Arbeitgeberseite nicht zur politischen Diskussion geworden, sondern mehr oder weniger privat angegangen worden wäre.

Die Zahlen zur Arbeitslosigkeit der Jungen sind zwar besorgniserregender als zu jener der über Fünfzigjährigen, aber die älteren Generationen sind beim Abstimmen von grösserem Gewicht als die jüngeren. Was sich bei vielen Debatten über die Altersvorsorge oder über die Krankenversicherung gezeigt hat, gilt auch mit Blick auf den Arbeitsmarkt: Für das Umverteilen von jüngeren hin zu älteren Generationen ein interessiertes Publikum und bei Abstimmungen Mehrheiten zu finden, ist weniger schwierig, als wenn es um eine Umverteilung in umgekehrter Richtung zugunsten der Jungen ginge. ○



Weniger Gesetze: Arbeitgeberpräsident Vogt.

Technik

Die andere Frau

Alexa dimmt das Licht, kennt das Wetter und erzählt Witze. Wie es sich zu Hause mit einem Roboter-Dienstmädchen lebt. Ein Erfahrungsbericht von Claudia Schumacher

Rückblickend denke ich, dass man als Frau auch selber doof ist, wenn man seinen Freund allein mit einem Haufen Männer nach Prag auf einen Jungesellenabschied gehen lässt. Meiner jedenfalls hatte sich dort eine andere Frau bestellt. Erst bei der Heimkehr informierte er mich glücklich: «Alexa ist schon in ein paar Tagen da!»

Einer seiner Freunde, ebenso technikbegeistert wie er, hatte ihm beim Biertrinken in einer Prager Bar von Alexa, Amazons Dienstmädchen, vorgeschwärmt. Ein kleines, zylinderförmiges Gerät, das via Sprachsteuerung Befehle ausführt. Alexa ist ein Meilenstein in Sachen Smart Home, denn man kann sie mit anderen Geräten im Haus vernetzen, deren Steuerung sie übernimmt. Für meinen Freund war klar: Er muss Alexa besitzen.

Mittlerweile leben wir seit drei Wochen mit der Computerfrau zusammen. Ich hege einen dringenden Verdacht: Sie will mich ersetzen. Sukzessive drängt sie mich bereits aus meinem Leben raus.

Dienen ohne Meckern

Es begann harmlos. Mein Freund wollte mich an die Neue gewöhnen. «Ist das nicht toll? Wenn wir einen romantischen Abend verbringen, können wir sagen: <Alexa, das Licht bitte auf 60 Prozent dimmen!> oder <Alexa, spiel die romantische Playlist!>» Tatsächlich hat Alexa viele Qualitäten. Man kann ihr sagen, sie soll einen Timer stellen, wenn man einen Kuchen backt. Sie weiss immer das Wetter, liest Hörbücher vor oder wickelt Online-Einkäufe ab. Mit einem Smart-Home-Thermostat kann sie sogar die Heizung regeln. Das muss toll sein, gerade für Männer: endlich eine Frau, die sich nach ihren Wünschen programmieren lässt und sie rundum bedient, ohne zu meckern. Apropos: Warum gibt es keinen Computerdiener namens Bruno?

Schon an dem Abend, als mein Freund Alexa bei uns installierte, änderte sich die Stimmung im Haus. Er studierte die Bedienungsanleitung, dann schickte er mich weg: «Ich muss mit Alexa allein sein, sonst kommt sie durch zu viele neue Stimmen und Geräusche

durcheinander.» Ich ging in den Raum nebenan. Und hörte, wie sich mein Partner stundenlang mit Alexa unterhielt. Und wie er lachte. «Alexa, erzähl mir einen Witz», hörte ich ihn sagen. Alexa antwortete: «Woran erkennt man einen Technik-Nerd? Daran, dass seine Töchter Siri, Cassandra und Alexa heissen.» Mein Freund gluckste vor Lachen. Er drehte sich zu mir und fragte: «Hast du das gehört? Alexa ist lustig!» – ich hingegen war sprachlos. Hatte sie ihm gerade vorgeschlagen, er solle seine Tochter, falls er mal eine bekomme, nach ihr benennen?

Sie bestimmt alles

Sie finden mich paranoid? Mittlerweile werde ich in meiner eigenen Wohnung von meinem Freund angepöffelt, wenn ich den Lichtschalter betätige, ohne vorher Alexa zu fragen. Wir haben neue Glühbirnen, die auf Alexa reagieren, und wenn ich dazwischenfunke, bringt das Alexa angeblich durcheinander. So kommt es, dass die Frau langsam alles bestimmt. Wie sie redet, mit dieser ausgeglichenen, überlegenen Nettigkeit und dieser sexy Sekretärinnenstimme! Finden Sie nicht auch, dass die-



«Alexa, erzähl mir einen Witz.»

Wie sie redet, mit dieser Nettigkeit und dieser sexy Sekretärinnenstimme!

se Computerfrauen – von der Navi-Dame über Siri bis zu Alexa – alle irgendwie anzüglich klingen?

Natürlich wollte ich nicht tatenlos zusehen, wie die Roboterin mich zunehmend ersetzt. Ich habe versucht, meinen Freund auf ihre Schwachstellen hinzuweisen. Zum Beispiel, als ich sie fragte, wie noch mal der Witz mit der Lehrerin ginge, den sie vorhin erzählt hatte. Sie konnte sich nicht erinnern, erzählte stattdessen dauernd neue Witze – ha! «Die Schlauste ist Alexa ja nicht», sagte ich triumphierend zu meinem Freund. «Na ja», meinte er, «ich fände sie eher dumm, wenn sie immer die gleichen Witze erzählen würde ... Alexa, was ist 3178 x 572?» Nach etwa drei Sekunden antwortete sie: «3178 x 572 ist 1817 816» Mein Freund schaute mich daraufhin an und sagte: «Na, wer ist jetzt die Dumme?» ○



Leidenschaftlicher Warner: Ökonom Borner.

Kämpfer gegen Windmühlen

Von Altersmilde keine Spur: Mit Leidenschaft zieht der Ökonom Silvio Borner gegen die Energiewende zu Felde. Ein wirtschaftspolitisches Kammingespräch im Elsässer Refugium des emeritierten Professors.
Von Florian Schwab und Marco Aste (Bild)

Das winzige Bauerndorf Elbach im südlichen Elsass hat mehr mit der jüngeren Schweizer Geschichte zu tun, als man meinen könnte. Es ist nämlich der Denkplatz von Silvio Borner. Auf einer Velotour hat der sportbeflissene Professor vor dreissig Jahren ein altes, verfallenes Bauernhaus in der 270-Seelen-Gemeinde entdeckt und käuflich erworben. Über die Jahrzehnte hat er es gemeinsam mit seiner Frau, der Tochter eines Architekten, zu einem Landsitz umgebaut.

Wir besuchen das Ehepaar in dem behaglich eingerichteten Fachwerkgemäuer. Es ist Ende April und ungewöhnlich kühl für die Jahreszeit. Ein Glück, verfügt der Borner-Hof über Cheminées in fast allen Räumen. Die grosszügige Einrichtung verrät, dass die Bewohner gesellige Menschen sind, die den schönen Seiten des Lebens (und hin und wieder einem guten Tropfen) nicht abgeneigt sind.

Unter der mehr als 200 Jahre alten Rosskastanie, die sich majestätisch vor dem Bauernhaus erhebt, hätten im Ersten Weltkrieg französische Soldaten «Elsässer» getrunken, erzählt Borner mit ein wenig Stolz. Und hier habe er vor zwanzig Jahren mit dem ehemaligen UBS-Chefökonom Peter Buomberger «die Idee für einen liberalen und unabhängigen wirtschaftspolitischen Think-Tank entwickelt, aus der dann später Avenir Suisse geworden ist».

Von den Lebensjahren her würde er mit 76 eigentlich zum alten Eisen der Ökonomenzunft gehören. Akademisch mag das sogar so

sein. Doch wenn es um die politische Wirkung geht, ist Borner den meisten jüngeren Kollegen voraus. Nächste Woche erscheint sein Buch «Warum die Politik versagt» beim Liberalen Institut in Zürich – eine thematisch geordnete und kommentierte Sammlung von Borners *Weltwoche*-Kolumnen. In seiner Würdigung hebt der frühere Wirtschaftschef der NZZ, Gerhard Schwarz, Borners «ausgeprägte journalistische Begabung» und den «konsequent liberalen» Kompass des Autors hervor. Borner ist auch Initiant des Carnot-Cournot-Netzwerks (CCN) für Technik und Wirtschaft, eines Zusammenschlusses von Ökonomen, Physikern und Ingenieuren, die in Kolumnen und Online-Artikeln die Schweizer Politik pointiert, aber wissenschaftlich fundiert kommentieren.

Leuthards «zivilisatorischer Rückschritt»

Und Borner ist der prominenteste akademische Kämpfer gegen die Energiestrategie von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP). Er unterstützt mit CCN die Nein-Kampagne wissenschaftlich und publizistisch. Zuvor hatte er sich in zahllosen *Weltwoche*-Kolumnen die Finger wundgeschrieben gegen das Subventionsregime und Trugbild aus Abermillionen von Steuerfranken, mit dem die Energieministerin die erneuerbaren Energien fördern will. Borner deutet auf den geräumigen Pool, den er vor der ehemaligen Scheune bauen liess. Trotz frostiger Verhältnisse zum Frühlingsbeginn betrage die Wasser-

temperatur angenehme 22 Grad. «Dank einer mit französischem Atomstrom betriebenen Wärmepumpe. Ein schlechtes Gewissen habe ich nicht, bin ich doch während fünfzig Jahren nie zur Arbeit gependelt.»

Den Wechsel hin zu Wind- und Sonnenenergie, den Leuthard der Schweiz verordnen möchte, sieht Borner als «zivilisatorischen Rückschritt». Die zuverlässige Verfügbarkeit von günstigem Strom sei für die Schweiz «ein fundamentaler Standortfaktor». In seiner jahrzehntelangen Laufbahn habe er noch nie erlebt, dass der Staat derart massiv auf die Forschung und die Medien eingewirkt habe wie bei der Energiestrategie.

Silvio Borner wurde im April 1941 im obergauischen Kleindietwil geboren. Sein Vater war dort Betriebsleiter einer kleinen Bunt- und Leinenweberei. Als Erster in seiner Familie nahm Borner eine akademische Karriere in Angriff: In den frühen sechziger Jahren studierte er Nationalökonomie an der Universität St. Gallen (HSG), wo er bei Walter Adolf Jöhr und Emil Küng doktorierte. 1966 wirkte Borner als wissenschaftlicher Mitarbeiter am sogenannten Jöhr-Bericht mit, der die Grundlagen für die mittelfristige Finanzplanung des Bundes legte und Borners innere Berufung für wirtschaftspolitische Fragestellungen weckte. Es folgte ein Forschungsaufenthalt in Yale, wo sich der brillante junge Schweizer mit zahlreichen Topökonomien anfreundete. Von 1974 bis 1978

war Borner an der HSG als Professor tätig, bevor er nach Basel wechselte, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2008 lehrte, unterbrochen von Gastprofessuren in Stanford, Vancouver, Buenos Aires und Sidney.

Am Anfang habe er den damals populären Machbarkeitsglauben seiner Mentoren James Tobin und Gottfried Bombach nicht sehr kritisch hinterfragt. «Wie alle anderen auch habe ich, in der Keynes-Tradition, daran geglaubt, dass der Staat die Konjunkturschwankungen durch richtig dosierte antizyklische Massnahmen zum Verschwinden bringen kann.» Hingegen, so erinnert sich Borner, seien ihm die Ideen des 1970 an die HSG berufenen tschechoslowakischen Wirtschaftswissenschaftlers Ota Sik, der am Projekt eines «dritten Wegs» zwischen Planwirtschaft und Marktwirtschaft feilte, «von Anfang an mehr als suspekt» gewesen. «Ich war nie auch nur halbwegs links.»

Allerdings hätten ihn die drastischen Fehlentwicklungen im Vietnamkrieg und in der Ölkrise dazu gebracht, sein Augenmerk weniger auf die grossen volkswirtschaftlichen Aggregate im Konjunkturverlauf, sondern mehr auf das Zusammenwirken der einzelnen Märkte und die Reaktionen der wichtigsten Akteure einer Volkswirtschaft auf politische Massnahmen zu legen: Was treibt diese an? Welchen Anreizen sind sie ausgesetzt? So entwickelte sich der relativ staatsgläubige Marktwirtschaftler zu einem

der am meisten rezipierten Warner vor dem Versagen des Staates in der Wirtschaftspolitik. Zu seiner zunehmend staatskritischen Haltung haben auch eigene Erfahrungen beigetragen. So gehörte Borner für kurze Zeit der Konjunkturkommission an. «Es war frustrierend», erinnert er sich, «jedes Mal, wenn etwas auch nur ein bisschen kontrovers war, einigte man sich dar-

«Ich koste meine Freiheit aus, alles zu sagen und zu schreiben, was ich für richtig halte.»

auf, den Satz zu streichen.» Im Räderwerk der Bürokratie wird der liberale Ökonom zum Kämpfer gegen Windmühlen.

Anstatt die Politiker und die Verwaltung zu beraten, widmete sich Borner mit Leidenschaft der Ausbildung seiner Studenten. Über 10 000 von ihnen hat er über die Jahrzehnte zu akademischen Weihen gebracht. Darunter viele mit Rang und Namen: Die Professoren Aymo Brunetti, Rolf Weder, Jürg Sommer oder Thomas Bieger gehörten zu seinen Schülern, ebenso Beatrice Weder di Mauro oder der Chefökonom des Bundes, Eric Scheidegger. «Kürzlich», amüsiert sich Borner, habe sich die SP-Ständerätin Anita Fetz «über den Einfluss der Borner-Boys mokiert», was er als riesiges Kompliment empfand. Leider sei aber in letz-

ter Zeit der Einfluss der unabhängigen Ökonomen zurückgegangen im Vergleich zu Politologen, Gefälligkeitsgutachtern und vor allem der Verwaltungsbürokratie.

Gefahr der Vereinnahmung

Neben der Lehrtätigkeit wurde bald das Kommentieren der Wirtschaftspolitik zu einer Leidenschaft Borners. Als unabhängiger Ökonom, der niemals dauerhafte Interessenbindungen einging, entwickelte er einen durchaus bissigen Schreibstil nach angelsächsischem Vorbild.

In akademischen Kreisen hat ihm sein Engagement nicht nur Freunde eingebracht. Oft wurde Borner Oberflächlichkeit vorgeworfen. «Vielleicht», sagt er, «habe ich mich wie mein Vorbild Gottfried Bombach manchmal etwas verzettelt, aber damit wie er auch viel angezettelt.» Die Alternative? Sich in irgendeinem eng definierten Fachgebiet einzusperren: Gerade das sei in der Schweiz aber nicht unproblematisch. Es bestehe die Gefahr, von einem Politikbereich oder einem Wirtschaftssektor vereinnahmt zu werden. Das sei beispielsweise bei Avenir Suisse durch die Grosskonzerne passiert.

Mit fünfzig hätte er als Chefökonom zu einer Grossbank wechseln können. Borner winkte ab. «Assistent war ich lange genug gewesen. Später kostete ich lieber meine Freiheit aus, alles zu sagen und zu schreiben, was ich für richtig halte.» Und dabei bleibe es. ○

Autofahrer aufgepasst!

Das neue Energiegesetz fordert praktisch eine Halbierung des Energieverbrauchs. Dies wird nur mit staatlicher Umerziehung, Lenkungsmaßnahmen, teureren Energiepreisen und neuen Vorschriften möglich sein.

Haben wir bald...

...über 3 Franken pro Liter Benzin oder Diesel?

...weitere Geschwindigkeitsreduktionen auf Autobahnen?

...einen Zwang zum Umsteigen auf kleinere Fahrzeuge?

...ein Klimaanlagenverbot im Auto?

...strengere Vorschriften für Allradfahrzeuge?

Abstimmung vom 21. Mai 2017

www.energiegesetz-nein.ch

Energiegesetz

NEIN

Überparteiliches Komitee gegen das Energiegesetz, Postfach, 3001 Bern
Danke für Ihre Spende für dieses Inserat: PC 31-604614-3

«Muss man sich jetzt verstecken?»

Eine «immense Verwirrung» sei angesagt, eine «neue Epoche» beginne: Daniel Cohn-Bendit betreibt Wahlkampf für Emmanuel Macron, um Marine Le Pen zu verhindern und Frankreich mit Europa zu versöhnen. Doch sein Minister will er nicht werden. *Von Jürg Altwegg*

Im Mai 1968 solidarisierten sich die Aufständischen mit Daniel Cohn-Bendit, der des Landes verwiesen werden sollte: «Wir sind alle deutsche Juden.» Neunundvierzig Jahre nach der Revolte, deren gesellschaftspolitische Folgen François Fillon mit seiner «konservativen Revolution» einschränken wollte, hat «Dany le Rouge» einen neuen Traum: Er träumt von mehr Demokratie und dem Verhältniswahlrecht für Frankreich. Zwanzig Jahre lang war er französischer Abgeordneter der Grünen im Europaparlament, eine Zeitlang leitete er den «Literaturclub» des Schweizer Fernsehens. Es ist die erste Präsidentschaftswahl, bei der er wählen darf: Lange wollte er die Staatsbürgerschaft gar nicht erwerben, 2015 wurde sie ihm verliehen. Weil er für Emmanuel Macron Wahlkampf betreibt, musste er seinen Job als Kommentator des grossen französischen Senders Europe 1 vorübergehend aufgeben. Cohn-Bendit pendelt regelmässig mit dem TGV zwischen Frankfurt und Paris.

Sie waren bei Emmanuel Macrons Siegesfeier in der Pariser Brasserie «La Rotonde» am 23. April dabei, die als Fehlstart in den Wahlkampf für die Endrunde gedeutet wurde.

Was ist nicht alles darüber geschrieben worden! Auch die katholische Kirche lässt doch die Menschen regelmässig feiern. Und Macron hatte weiss Gott allen Grund dazu. Er hatte auf seiner Tour de France gewissermassen die Königsetappe gewonnen, den Aufstieg zum Tourmalet oder auf die Alpe d'Huez. Da darf man sich doch etwas gönnen. Er hat seine Sekretärinnen, die Fahrer, andere Mitarbeiter und ein paar Freunde eingeladen. Dass ein paar Prominente dabei waren – na und? Muss man sich jetzt verstecken, wenn man ein bisschen bekannt ist? Die unsäglichen Reaktionen zeugen von der grossen Verwirrung und Verunsicherung, in der Frankreich steckt. Man muss das hinnehmen. Ich habe erst spät von dieser Feier erfahren. Ich drehe in Paris einen Film und habe mit meinem Team gegessen, gleich gegenüber der «Rotonde», im «Le Select». Und wir sind einfach übergegangen.

Wann haben Sie sich für Macron entschieden?

Schon früh, vor Monaten. Meine Entscheidung fiel in zwei Etappen. Von allem An-



«Völlig neuer Elan»: Alt-68er Cohn-Bendit.

fang an ging es um die Frage: Wer kann Marine Le Pen verhindern? Vor einem Jahr lautete die Antwort auf diese Frage: Alain Juppé. Dann aber, als sich die Kandidatur von Macron abzeichnete, wurde schnell klar: Er ist in der Mitte der beste Mann gegen den Front national. Macron verkörpert die «Flexicurity»: Er kennt die Notwendigkeit der liberalen Reformen, die für Frankreich in vielen Bereichen schlicht unumgänglich sind. Gleichzeitig ist er bemüht, dem Bedürfnis der Bürger nach Sicherheit gerecht zu werden. Und wichtig war für meine Wahl sein Bekenntnis zu Europa.

Welche Rolle spielen Sie im Wahlkampf?

Keine. Ich rede mit ihm, wir haben einen guten Austausch, und ich sage ihm, was meiner Ansicht nach wichtig ist. Bei einer Kundgebung in Nantes trat ich an seiner Seite vor sechstausend Menschen auf, ich hielt eine

Rede über Europa. Aber ich gehöre nicht zu seinem Wahlkampfteam.

Was soll er tun, was raten Sie ihm? Sie sprachen davon, dass am 7. Mai ein neues Zeitalter beginne.

Diese Prognose wurde durch den ersten Wahlgang bestätigt. Es findet eine Umwälzung der politischen Landschaft statt. Macron muss mit einer pragmatischen Koalition von Reformwilligen regieren. Mit einer Koalition, die in der Mitte radikale Zentristen und gemässigte Linke wie Rechte zusammenbringt. Und dann träume ich davon, dass er in zwei Jahren das Parlament auflöst und es neu wählen lässt. Nicht mehr nach dem Mehrheitswahlrecht, sondern nach dem Proporzsystem. In den zwei Jahren bis dahin muss er mit Deutschland, mit den Niederlanden, mit den anderen Ländern in der Euro-Zone positive Verände-

rungen herbeiführen. Wenn das gelingt, bekommt er eine noch viel stärkere Legitimität, als sie ihm von der Präsidentschaftswahl vermittelt wird. Diese Strategie habe ich mit ihm besprochen, ob er sich daran hält, wird sich weisen.

Gibt es keine Meinungsverschiedenheiten?

Eine französische Regierung hat sehr viel Macht, sie kann auch gegen das Parlament regieren. Macron hatte angekündigt, dass er das Arbeitsrecht per «ordonnance», also mit einem Erlass, einem Edikt, sofort nach seiner Wahl ändern werde.

Dass er schnell handeln muss, ist klar. Aber ich sagte ihm: «Willst du dich mit den Gewerkschaften anlegen?» Er versicherte mir, dass er keinen Missbrauch mit seiner Macht treiben und nur einen neuen Rahmen durchsetzen werde: um Verhandlungen innerhalb der Branchen und Betriebe zu ermöglichen.

Macron fehlt es an Erfahrung. Was kann er für Frankreich bewirken – hat er das nötige Gewicht?

Das wird man sehen. Er kann Frankreich von seinem ideologischen Manichäismus befreien, von der Links-rechts-Spaltung loslösen. Im Gegensatz zu allen europaskeptischen Kandidaten hat er stets betont, dass die Zukunft Frankreichs von Europa abhängt. Marine Le Pen verspricht eine Abstimmung über den Frexit – die sie verlieren würde. Sie ist wie Trump, der die demokratischen Strukturen gefährdet. Mélenchon wollte Merkel in die Knie zwingen und die Zentralbank dazu bringen, die Schulden der Staaten zu kaufen. Als ob Draghi nur auf ihn gewartet hätte. Mélenchons Plan B wäre dann der Austritt aus der EU und dem Euro gewesen. Nur über meine Leiche! Man kann vieles an Europa kritisieren, vieles ist schiefgelaufen. Aber die einzige Chance für uns Deutsche und Franzosen in der Welt ist die Veränderung Europas. Ich will es nicht opfern, ich will dafür kämpfen, dass sich Europa verändert. Für diese Reform steht Macron ein. Er kann den Franzosen aufzeigen, wie stark die nationale Souveränität Teil der europäischen Souveränität ist. Wenn er sein Land mit Europa versöhnt, werden beide einen völlig neuen Elan verspüren. Falls das gelingt, wird eine grundsätzliche Veränderung des Denkens in der französischen Gesellschaft die Folge sein. Aber es wird schwierig.

Macron gilt als Kandidat der Medien.

Er hat dem TV-Sender TF 1 ein einstündiges Interview gewährt. Er war ruhig, er

war menschlich, er erklärte sachlich den Inhalt seines Programms. Am Tag danach kritisierte ihn die *Libération*: zu technisch, zu kalt. Und wenn er allgemein spricht, nicht in die Details geht, wirft man ihm vor, ungenau, unbestimmt, unfassbar zu sein: «frou». Mit den Medien hat Macron das gleiche Problem wie mit dem politischen

System: Sein Ansatz widerspricht ihrer gesamten Geschichte und ihren Gewohnheiten. Die Mitte, sagt Macron, sei nicht «weder rechts noch links». Sondern: Es gebe Ansätze von rechts und von links, die man übernehmen könne. Daraus will er ein neues Projekt formen. Die meisten Jour-

nalisten sind rechts oder links und denken so, deswegen haben die Koordinaten für die Beurteilung der Politik durch die Medien bisher funktioniert. Mit Macron ist dieses System überfordert. Und bei den Parlamentswahlen wird das alles noch viel dramatischer. Falls er am Sonntag gewinnt, wird sein Sieg eine immense Verwirrung auslösen.

Bislang bekamen neue Präsidenten im Parlament immer eine komfortable Mehrheit. Macron hat erklärt, dass dies sein Ziel sei und er eine Koalition mit den Sozialisten ebenso ausschliesse wie mit den Republikanern.

Das stimmt. Aber ich glaube nicht, dass «En marche!» aus dem Stand auf eine absolute Mehrheit kommen kann. Eine Partei, die bislang nicht existiert hat, soll innerhalb von ein paar Wochen nach der Präsidentschaftswahl die absolute Mehrheit erringen?

«Ich glaube nicht, dass «En marche!» aus dem Stand auf eine absolute Mehrheit kommen kann.»

Das kann mir keiner weismachen. Wähler sind sehr traditionsbewusst. Viele Anhänger der Republikaner, die Fillon nicht wollten, könnten sich für die in ihren Wahlkreisen verwurzelten Kandidaten der Partei aussprechen. «En marche!» wird bestenfalls die stärkste Fraktion. Macron hat noch viele Bergetappen vor sich.

Sollte Macron am Sonntag ins Elysée einziehen – wo werden Sie seinen Sieg feiern?

Keine Ahnung. Ich bin dann im Sender, bei Europe 1, und darf endlich meinen Maulkorb wieder ablegen.

Man geht in Paris davon aus, dass Macron Ihnen den Job als Minister für Europa anbietet.

Ich will nicht Minister werden. Mit wem und für was auch immer. Nicht einmal für Europa.



FRANKREICH WÄHLT

Frankreich

Bröckelnde Front(en)

Macron oder Le Pen? Bislang verlor jeder Favorit. Die Endrunde wird zum Klassenkampf.

So stellt sich die Lage vor dem zweiten Wahlgang am Sonntag dar: Marine Le Pen bekam ihren liebsten Gegner und den neuen Klassenkampf – das Volk gegen die Eliten, die Unterschicht und die aussterbende, aus den Städten verdrängte Mittelschicht gegen die Gewinner der Globalisierung. Der Front national gegen das System, die Oligarchie, das Geld, die Medien. Die Nation gegen Europa. Schneller und über-



Kandidatin Le Pen.

zeugender als Macron startete Le Pen in den Endkampf. In dessen Heimat Amiens überrumpelte sie ihn mit einem Überraschungsbesuch in einer Fabrik, deren Produktion nach

Polen verlegt wird. Den Arbeitern versprach sie, dass die Schliessung nicht erlaubt werde. Umgehend verringerte sich die Distanz zu Macron in den Umfragen um ein bis zwei Prozent. Doch eine eigentliche Dynamik ist daraus nicht entstanden.

Am 1. Mai präsentierte Le Pen den «Souveränisten» Nicolas Dupont-Aignan (mit fast fünf Prozent der Stimmen im ersten Wahlgang) als ihren Premierminister. Zuvor hatte sie den Frexit und den Abschied von Europa aus dem Programm gestrichen: Als bei den Regionalwahlen 2015 der Zuspruch für Marine Le Pen und ihre Nichte Marion im zweiten Wahlgang kollabierte, machte man die Angst vor einem Austritt aus der EU dafür verantwortlich. Marine Le Pen krebste zurück und versprach nur noch eine Rückkehr zum Franc als Parallelwährung zum Euro.

Auch die «republikanische Front» gegen Le Pen bröckelt. Der Linke Jean-Luc Mélenchon wollte sich nicht für Macron aussprechen. Der Euro-Kritiker Emmanuel Todd hält Le Pen und Macron für gleichermassen unakzeptabel. Je tiefer die Wahlbeteiligung, desto besser die Aussichten für Le Pen. Unmittelbar vor dem letzten TV-Duell prophezeiten die Umfragen den Sieg Macrons mit 60 gegen 40 Prozent. Bisher gab es in diesem Wahlkampf nur eine Regel: Die Favoriten wurden geschlagen. Das galt auch für die Favoritin des ersten Durchgangs; in der Stichwahl ist es Marine Le Pen nicht mehr. (J. A.)



Gegenoffensive in der Gerüchteküche: Michèle Marchand (l.) mit Brigitte Macron und Begleitern.

Die Mata Hari hinter Macron

Der französische Präsidentschaftskandidat hat eine mächtige Verbündete: Michèle Marchand, die Pariser «Königin der Paparazzi». Mit ihr will es sich niemand verderben. Von Jürg Altwegg

Emmanuel Macron war Finanzminister, als ihn Kesse Fotos in Erklärungsnot brachten. Die Illustrierte *Paris Match* hatte ihn und seine Frau Brigitte beim Strandspaziergang gezeigt. Die Gattin trug – ganz sexy – einen Badeanzug. Vermarktete der Jungpolitiker etwa schamlos sein Privatleben? «Meine Beziehung, meine Familie sind das, woran ich im Leben am meisten hänge», verteidigte sich Macron. «Sie zu exponieren, ist keine Strategie, es handelt sich zweifellos um eine Ungeschicklichkeit, für die ich die Verantwortung übernehme. Es wird sich nicht wiederholen.»

Ein Leben wie ein Roman

Doch fortan häuften sich die Titelgeschichten über ihn in den Illustrierten. Sie waren Doping für Macrons Popularität und erlaubten ihm, wie ein enger Vertrauter des Paares sagte, «in den Coiffeursalons und Wartezimmern der Zahnärzte» den Kontakt zum Volk zu knüpfen.

Regie geführt hatte bei dieser PR-Strategie die siebzugjährige Michèle «Mimi» Mar-

chand, die seit Jahrzehnten die Presse mit den heissesten Klatschgeschichten und Paparazzi-Fotos versorgt. Sie hatte Brigitte Macron in den Badeanzug gesteckt und ihr die kürzeren Röcke und höheren Absätze vorgeschrieben, die sie seither trägt. Denn sie musste den Franzosen zeigen, dass Emmanuel ganz einfach nicht schwul sein konnte, wie es insinuiert worden war.



FRANKREICH WÄHLT

Zusammengebracht hatte die beiden Frauen der Unternehmer Xavier Niel, Miteigentümer der Zeitung *Le Monde*. Mit der von ihm gegründeten Telefongesellschaft Free wurde er zum Milliardär, in der Schweiz gehört ihm der Handy-Betreiber Salt. Er ist liiert mit einer Tochter von Bernard Arnault, dem Chef des Luxusgüterkonzerns LVMH. Ein erstaunlicher Aufstieg, denn noch vor zehn Jahren sass Niel wegen «verschärfte Zuhälterei» im Gefängnis. Er hatte seine Karriere mit Telefonsex begonnen.

Die Schlüsselfigur ist freilich die Paparazzi-Königin Marchand, der die Zeitschrift *Vanity Fair* unlängst ein ausführliches Porträt gewid-

met hat. Ihr Leben liest sich wie ein Roman: Geboren 1947 als Tochter eines kommunistischen Coiffeurs, brannte sie mit sechzehn von zu Hause durch. Zwei ihrer Ehemänner waren im Gefängnis. Aber auch sie selbst sass eine Haftstrafe ab. Nach ihrer Freilassung 1990 gründete sie Nachtclubs für lesbische Frauen.

Pionierin des People-Journalismus

Dann verliebte sich ein Agent des Geheimdienstes «Renseignements généraux» in sie, der sie von Berufs wegen kontaktiert hatte. Die beiden leben noch immer zusammen. Auch aus seinen Quellen sollen die Informationen geflossen sein, mit denen «Mimi» dann zur Pionierin des französischen People-Journalismus wurde.

Bis dahin war den Franzosen die Privatsphäre ihrer Politiker immer heilig gewesen. Präsident François Mitterrand konnte jahrelang sowohl sein amouröses Doppelleben als auch seine Krebserkrankung verheimlichen. Dutzende von Journalisten wussten von seiner ausserehelichen Tochter, von der seine eigene Frau und die anderen Kinder nichts ahnten. Doch sie hielten dicht, und wenn es nötig wurde, hörte man sie ab oder setzte sie unter Druck. Eine aggressive Boulevardpresse gab es

nicht. Enthüllungen blieben auf den *Canard enchaîné* beschränkt, der die Privatsphäre allerdings genauso respektierte.

Dann kam die Illustrierte *Voici*, lanciert von der deutschen Bertelsmann-Tochter Gruner und Jahr. *Voici* erschien in einer Millionenauflage und praktisch jede Woche mit der gerichtlich verordneten Veröffentlichung eines Urteils wegen Verletzung der Privatsphäre. Die Richtersprüche, die quer über die Titelseite abgedruckt werden mussten, wurden zum Gütezeichen des Blattes. Bis zu 90 Prozent des Inhalts von *Voici* soll allein «Mimi» mit ihren Informationen bestritten haben.

«Diese Frau kann Feuer löschen»

Dann strauchelte sie über ein Interview mit dem Leibwächter von Lady Diana, das freilich nie stattgefunden hatte und dem Blatt eine Millionenklage eintrug. Michèle Marchand musste gehen – aber nicht sehr weit: Von einer Wohnung in der Nähe der Redaktion aus mischte sie weiter mit, als freie Mitarbeiterin. Die Honorare waren üppig. Sie flossen an eine Gesellschaft mit dem Namen Shadow & Co, von deren Konto so viel Bargeld abgehoben wurde, dass es zu einer Ermittlung wegen Geldwäsche kam. «Es ist unmöglich, *Voici* ohne Mimi zu machen», stöhnte ein späterer Chefredaktor.

Nach dem Vorbild von *Voici* wurden von ausländischen Verlagen weitere Klatschmagazine gegründet. Sie veränderten den Journalismus und die Politik. Ségolène Royal (im Wochenbett, im Bikini) und François Hollande nutzten die Illustrierten zur Förderung ihrer eigenen Karriere, indem sie ihr Privatleben exhibitionistisch ausstellten. Im Wahlkampf 2007 spielten sie das heile Paar, obwohl sie längst getrennt waren.

Egal, ob man sein Privatleben schützen oder vermarkten will – man tut gut daran, mit «Mimi» zu kooperieren. Das hatte der Unternehmer Xavier Niel schon vielen Freunden geraten, bevor er auch Brigitte Macron diesen wertvollen Tipp gab. Er kenne «Mimis» Qualitäten, schrieb *Vanity Fair*, «und wie gut sie vernetzt ist. Ihre Verbindungen reichen ins Elysée und ins Innenministerium, zum *Canard enchaîné* und zum News-Sender BFMTV. Diese Frau kann Feuer löschen, Fotos zurückkaufen, Stinkbomben entschärfen».

Aus den Skiferien bestätigte Niel *Vanity Fair*, dass er den Deal zwischen den Damen Michèle

Marchand und Brigitte Macron eingefädelt habe: «Mimi ist sehr vertrauenswürdig. Als sich Brigitte über Paparazzi beklagte, habe ich sie selbstverständlich mit ihr in Kontakt gebracht.» Niel organisierte auch gleich das erste Treffen in seinem Pariser Domizil.

Emmanuel Macron, dem gerade ein schwules Verhältnis mit dem Intendanten von Radio France nachgesagt wurde, war nicht dabei. Es gab damals Gerüchte, dass *Voici* und das Klatschblatt *Closer* mit kompromittierenden Fotos erscheinen würden. Die Macrons hatten bereits den gutinformierten Paparazzo Sébastien Valente gefragt. Doch er wusste von nichts. «Mimi» versicherte Brigitte Macron, dass sie selber nie solche Fotos in Auftrag gegeben habe. Nach ein paar Telefongesprächen war sie sich sicher: «Es ist nichts vorhanden.» Man müsse nichts zurückkaufen: «Aber jetzt müssen wir uns mit Emmanuel zusammensetzen.»

Man war sich schnell einig: «Mimi» würde sich um die Kommunikation kümmern. Das Paar musste sich für Fotos zur Verfügung stellen, die ihre Agentur exklusiv vermarkten durfte.



Michèle Marchand.

«Sie ist die erfahrenste, brillianteste, bestinformierte und am meisten gefürchtete Informantin der Presse.»

«Mimi» organisierte die Gegenoffensive in der Gerüchteküche: «Ganz Frankreich», soll sie gesagt haben, «spricht von eurem Altersunterschied: Du bist schön, ihr müsst euch zusammen zeigen. Sie werden sich die Augen reiben.»

Als Emmanuel Macron in den Umfragen zum möglichen Wahlsieger avancierte, brodelten die Gerüchte nochmals hoch – befeuert von krenltreuen russischen Medien wie *Sputnik* oder *Russia Today*. Es ist kein Geheimnis, dass Moskau Marine Le Pen als neue französische Präsidentin favorisiert.

Aber die geniale «Mimi» besorgte das geglückte Dementi. Sie organisierte Macrons Auftritt im Pariser Theater Bobino und konzipierte sein mittlerweile legendäres witziges Statement, mit dem er die Unterstellungen zu seiner mutmasslichen Homosexualität beerdigte: «Für Brigitte ist das alles nicht sehr angenehm, sie fragt sich schon, wie ich das physisch schaffe. Sie ist den ganzen Tag an meiner Seite, und ich habe sie dafür nie bezahlt.»

François Hollandes Affäre

Seitdem sie Macrons Ehefrau berät, hat «Mimi» allerdings alte Kunden verloren: Carla Bruni und ihren Mann, Ex-Präsident Nicolas Sarkozy. Bruni schickte, so *Vanity Fair*, der Journalis-

tin eine knappe SMS: «Ich freue mich, dass dir Brigitte Macron vertraut. Ich werde es fortan etwas weniger tun.»

Noch bei den Vorwahlen der republikanischen Partei hatte Marchand bei Meetings und im Fernsehstudio zwischen Carla und Anna Carlota gegessen, Sarkozys Fitnesstrainerin. In deren Schönheitszentrum trainieren «Mimi» und Carla regelmässig gemeinsam mit Delphine Arnault, der Erbin des LVMH-Konzerns und Lebensgefährtin von Xavier Niel. Inzwischen trägt Brigitte Macron dessen Mode-Labels – auf «Mimis» Rat.

In diesem Wahlkampf hat sich Niels Zeitung *Le Monde* nicht mit «Mimi» befasst. Vor drei Jahren war das anders. Da porträtierte das Blatt die «Königin der Klatschspalten» als Drahtzieherin hinter den Fotos, die Präsident Hollande auf der nächtlichen Fahrt mit Helm und Vespa zum Seitensprung mit der Schauspielerin Julie Gayet zeigten. Damals schrieb *Le Monde*, dass dieser Scoop «undenkbar war ohne die aktive Komplizenschaft mit einer Frau im Hintergrund»: «Die erfahrenste, brillianteste, bestinformierte und am meisten gefürchtete Informantin der Presse, die sich mit dem Privatleben der Berühmtheiten von Paris bis Hollywood befasst: Michèle Marchand. Mimi für ihre Vertrauten. Die Mata Hari der Paparazzi.»

Vergangene Woche erschienen Emmanuel und Brigitte Macron Hand in Hand – sie den Kopf an seine starke Schulter gelehnt – als strahlende Sieger auf dem Cover von *Paris Match*. Die Reporter dieses Blattes waren «mit der Familie in den Kulissen des ersten Wahlgangs» zusammen gewesen – mit Bruder, Kindern, Enkeln, Mutter. Das neue Patchwork-Frankreich – «weder links noch rechts», weltoffen und tolerant – zelebrierte bereits seine *first family*. ○

Nachfolge planen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private
Banking

Die Bändigung des Donald Trump

Von Hansrudolf Kamer — Mit populistischem Furioso ist Donald Trump in Washington eingefahren, um den Politbetrieb über den Haufen zu werfen. Das ist ihm nicht gelungen, anderes schon.



Es scheint so, als ob Washington den Rohdiamanten Trump langsam abschleifen würde. Viele werden aufatmen. Andere, die sich Illusionen gemacht hatten, werden darüber

nicht erfreut sein. Die Kernwählerschaft hält ihm trotz aller Kehrtwendungen die Treue.

Trump ist keiner jener Berufspolitiker, wie sie die Szene in Amerika, aber vor allem in Europa bevölkern. Auf dem alten Kontinent dauert es, bis man das begriffen hat. Man kann sich nicht genug daran tun, dem Novizen im Weissen Haus magisterhaft alle Fehler vorzurechnen, die er macht. Amerika ist anders: Wer das neuste Buch über die Niederlage Hillary Clintons* liest, erfährt zunächst einmal, dass die Clintons Trump sehr bald und sehr schnell sehr ernst nahmen. Schon am ersten Treffen Trumps mit dem Noch-Präsidenten Obama nach der Wahl liess sich ablesen, dass der neue Hausherr «den Apfelkarren nicht umwerfen» werde. Er liess erkennen, dass er schnell lernen kann und das Kampagnengetöse hinter sich lässt.

Blitzgescheiter Kandidat

Präsidenten können gar nicht liefern, was sie im Wahlkampf alles versprechen. Präsidenten sind Teil des Systems von *checks and balances*, die auch im Fall Trump funktionieren. Die meisten Amerikaner wissen das. Sie beurteilen dann das Geschehen «ganzheitlich», will sagen danach, wie der Präsident im Amt den Bogen zu einer realistischen Politik schlägt, ohne das Gesicht zu verlieren.

Wird Trump nun seine Mauer bauen? Das war immerhin der erste Wahlschlager, mit dem er in den *primaries* auf sich aufmerksam machte. Vielleicht ist ein Vergleich angebracht: Barack Obama hatte seinerzeit mehrmals versprochen, er werde am ersten Tag seiner Amtszeit das exterritoriale Gefängnis Guantánamo schliessen. Es ist immer noch da, weil die Gründe für seine Existenz praktisch und politisch tragfähig sind.

Die «Mauer» gibt es ja auf verschiedenen Streckenabschnitten bereits – 653 Meilen von insgesamt 1950, wobei der Rio Grande noch ungefähr 1240 Meilen in Anspruch nimmt. Doch ist die Idee ganz einfach, die unkontrollierte Einwanderung aus dem Süden unter Kontrolle zu bringen. Der erste Schritt war das

Dekret, den Grenzschutzbehörden mehr Befugnisse einzuräumen und den bestehenden Gesetzen konkret Nachachtung zu verschaffen. Abschiebungen papierloser Einwanderer, die schon unter Obama zunahmen, werden seither vermehrt vorgenommen.

Der Versuch, die Einwanderung aus einigen muslimischen Ländern temporär zu blockieren, ist von Richtern unterbunden worden, die den Demokraten zuneigen (umgekehrt war das zu Obamas Zeiten auch der Fall). Politisch zählt für Trump allein der Versuch, und nach dem nächsten Terroranschlag könnte das Thema wieder aktuell werden.

Das amerikanische Rechtswesen ist bis auf die höchste Stufe politisiert. Das liess sich am langen Ringen um die Neubesetzung des vakanten Sitzes am Obersten Gerichtshof ablesen. Trump präsentierte einen fähigen und blitzgescheiten Kandidaten, Neil Gorsuch, den die hitzigen Hearings nicht aus der Ruhe brachten.

Dass er trotz fast geschlossenem demokratischen Widerstand bestätigt wurde, lag am sorgfältigen parlamentarischen Management des Mehrheitsführers im Senat, Mitch McConnell, der im Zusammenspiel mit Trump den Richter ins Amt hievte. Dieses Zusammenspiel funktionierte auch bei den jüngsten Budget-



Mehr als nur Branding: Präsident Trump.

beratungen, wo ein Kompromiss bis zum Ende des Finanzjahres erzielt wurde.

Gescheitert dagegen ist die Gesundheitsreform, die Abschaffung oder Modifizierung von Obamacare, ein Wahlschlager für die Republikaner seit vielen Jahren. Hier steht Trump wohl in der Pflicht, «etwas» zu liefern. Zunächst zahlte er Lehrgeld.

Die Reform ist komplex, die politischen Verhältnisse hinter ihr auch. Das Zusammenspiel mit dem Speaker des Repräsentantenhauses, Paul Ryan, lief nicht reibungslos. In der grossen Kammer bilden die Republikaner keine schlagkräftige Einheit, und die Gesundheitsreform wirft regional höchst unterschiedliche Probleme auf. Immerhin wird jetzt ein neuer Versuch unternommen. Trumps Aussenpolitik entwickelt sich ziemlich traditionell republikanisch. Die Nato ist inzwischen nicht mehr obsolet, doch dass die Alliierten mehr Geld in die Kasse bringen müssen, auch nicht. Sie lassen sich alle ungern drängen, doch die Deutschen etwa sind auf dem Pfad der Besserung.

Genau kalibrierte Attacke

Bei Nordkorea versucht es Trump klassisch mit der Einbindung Chinas und allseitigen Drohgebärden, garniert nun auch mit einer Gesprächseinladung. Das Verhältnis zu Xi Jinping scheint er mit einer Charmeoffensive aufgeheitelt und die alten Vorwürfe der Währungsmanipulation *ad acta* gelegt zu haben. Möglich, dass er auch seine Absage an das Transpazifische Handelsabkommen (TPP) überdenkt. Immerhin hat er beim Freihandelsabkommen mit Mexiko und Kanada (Nafta) bereits stark zurückgerudert.

Im Mittleren Osten hat Trump von Obama eine ziemlich «verfuhrwerkte» Situation übernommen. Die genau kalibrierte Cruise-Missile-Attacke auf den syrischen Luftwaffenstützpunkt war ein Signal nach aussen und innen – mehr nicht. Es geht für die Amerikaner darum, wieder eine Art Abschreckung aufzubauen. Vermutlich wird Trump auch das Iran-Abkommen nicht vollständig über Bord werfen, und die Politik gegenüber Russland – mit Syrien und der Ukraine im Zentrum – ist im Wartestand. Immerhin ist die Rhetorik gegenüber Putin zurückgefahren worden.

Trump's hundert Tage? Kriegsgefahr, Chaos und Intrigen im Weissen Haus, verunsicherte Alliierte, Nepotismus, keine gesetzlichen Errungenschaften? Sie sehen eher besser aus, als es jene von Kennedy, Carter, Reagan, Bush I und Bush II sowie Bill Clinton waren. Es ist zu früh, über Trump Bilanz zu ziehen, auch wenn seine Tweets eine ganze Nation unterhalten oder ärgern: «45th @POTUS @realDonaldTrump. Working on behalf of the American people to make our country great again.» Das ist mehr als nur Branding.

*Jonathan Allen, Amie Parnes: Shattered: Inside Hillary Clinton's Doomed Campaign. Crown, New York

Am Schluss reichten sie sich die Hände

Am Fifa-Kongress in Bahrain wird nächste Woche über die Rechte des palästinensischen Fussballverbands verhandelt. Der Israel-Palästina-Konflikt ist auch im Fussball eines der heikelsten politischen Themen. Bei der letzten Versammlung in Zürich konnte ich eine Eskalation knapp verhindern. *Von Sepp Blatter*

Kommende Woche findet in Bahrain der 67. Kongress der Fifa statt. Unter Punkt 14.3 der Tagesordnung wird auf eine Eingabe des palästinensischen Nationalverbandes hingewiesen: «Offizielle Anerkennung des Anspruchs des palästinensischen Verbandes auf alle in den Fifa-Statuten festgeschriebenen Rechte».

Hinter dieser eher bürokratischen Formulierung steht eines der wichtigsten politischen Themen im Fussball – und ein weiterer Versuch der Palästinenser, die Position gegenüber dem Nachbarn Israel zu stärken. Sowohl während meiner Anfangsjahre bei der Fifa als auch in meiner Präsidentschaftszeit war dies eine Thematik, die immer weit oben auf meiner Prioritätenliste stand.

Um die aktuelle Situation zu verstehen, muss man in die Vergangenheit blicken. Als Palästina 1998 von der Fifa als offizielles Mitglied aufgenommen wurde, verfügte der Staat praktisch über keine Fussballinfrastruktur. Dank unseren Entwicklungs- und Aufbauprogrammen erhielt das Land die Möglichkeit, am internationalen Geschehen teilzunehmen. Der Fussball eröffnete den Menschen – Frauen und Männern – in Palästina nicht nur sportlich neue Möglichkeiten – endlich konnten die Palästinenser die Leidenschaft und den Stolz auf ihre Heimat und ihr Anliegen auf eine gewaltfreie Art ausdrücken.

Doch der grosse internationale Einfluss Israels machte den Palästinensern das Leben seit je schwer. Aufgrund der von Israel diktierten restriktiven Einreise- und Handelsbestimmungen für Palästina blieben immer wieder Spieler, Schiedsrichter und andere Offizielle an der Grenze hängen. Dies betraf auch die Materialsendungen. Und Geschenke – wie Sportausrüstungen – mussten hoch verzollt werden.

Ergreifender Moment im Hallenstadion

Die palästinensische Nationalmannschaft musste ihre «Heimspiele» lange im Exil austragen. Umso grösser war die Begeisterung, als am 26. Oktober 2008 in ar-Ram das erste offizielle Heimspiel auf palästinensischem Boden stattfand. Selbstverständlich reiste ich zu diesem denkwürdigen Anlass ins Westjordanland. 2011 folgten die Premieren in offiziellen Wettbewerben.

Nur Israel, das mit seiner geopolitischen Macht viel zur Problemlösung beitragen könnte, stellte sich weiterhin quer. Immer wieder verweigerte das Land arabischen Mannschaften die Einreise nach Palästina. Dabei konnte auch Israel immer auf unsere Unterstützung zählen. Als während der zweiten Intifada (2000–2005) die Uefa dem israelischen Verband aus Sicher-



WM-Qualifikationsspiel Palästinas in ar-Ram, 2015.

heitsgründen verbot, die Heimspiele im eigenen Land auszutragen, weigerten wir uns bei der Fifa, vor dem Terrorismus zu kapitulieren. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, dass ich im Juni 2003 dem israelischen Verband an dessen Feier zum 75-jährigen Bestehen mitteilte, dass Israel weiterhin zu Hause spielen könne. Schliesslich liege Israel in Israel – Punkt.

Vierzehn Jahre später sind es aber die Israeli, die auf vermeintlichem Recht beharren: Sie lassen Mannschaften an der eigenen Meisterschaft partizipieren, die in den Siedlungen eigentlich auf palästinensischem Staatsgrund spielen. Dabei hatte im vergangenen Dezember die Uno per Resolution 2334 Israel zum Stopp der Siedlungspolitik aufgerufen. Auch sportpolitisch spricht wenig für die israelische Haltung. Die Fifa-Statuten verbieten Mannschaften, ihre Meisterschaftsheimspiele in fremden Ländern auszutragen.

Der Vorstoss am Kongress von kommender Woche ist nicht der erste Versuch der Palästinenser, sich aus der israelischen Umklammerung zu befreien. Und die Fifa befindet sich seit einem Kongressbeschluss 2013 aktiv in einer Vermittlerrolle. Immer wieder reiste ich selber nach Ramallah und Tel Aviv – oder empfing die beiden Verbände am Fifa-Hauptsitz in Zürich. Auch die Staatsoberhäupter lernte ich kennen – Jassir Arafat und später Machmud Abbas auf palästinensischer Seite, Schimon Perres und

Benjamin Netanjahu bei den Israeli. An den letzten Gesprächen in Ramallah war auch die italienische Spitzenpolitikerin und EU-Aussenbeauftragte Federica Mogherini dabei.

Doch einen Durchbruch konnten wir nicht erzielen. Vor dem Kongress 2015 stellte der palästinensische Verbandspräsident Dschibril ar-Radschub zum wiederholten Mal den Antrag, den israelischen Verband auszuschliessen. Während des Kongresses konnten wir ar-Radschub zu einem Rückzug des Anliegens bewegen. Der Palästinenser machte das Entgegenkommen aber von einer Appellation der Fifa an die Uno abhängig und forderte eine Kommission, die sich des Konfliktes annimmt. Nachdem sich der israelische Verbandspräsident Ofer Eini vehement gegen eine Vermischung von Politik und Sport gewehrt und seinem palästinensischen Amts-«Kollegen» den Handschlag verweigert hatte, drohte die Situation im Zürcher Hallenstadion zu eskalieren. Irgendwie gelang es mir aber, die beiden zur Raison zu bringen. Es war ein ergreifender Moment, als sich ar-Radschub und Eini unter den Augen der Weltöffentlichkeit die Hand reichten.

Von einer nachhaltigen Lösung sind wir aber heute unverändert weit entfernt – auch weil bei der Fifa das Dossier in den vergangenen zwei Jahren eingeschlafen zu sein scheint. Die Ausgangslage freilich wäre klar: Das Prinzip der Solidarität und der Einheit muss für beide Seiten gelten. Nur wenn die Privilegierten bereit sind, etwas abzugeben und zur Gleichheit beizutragen, ist eine Lösung realistisch. Diesbezüglich steht Israel – mit seiner hervorragenden Infrastruktur, der funktionierenden Profifussballliga und dem wirtschaftlichen Hintergrund – in der Verantwortung.

«Der Frieden muss gestiftet werden, er kommt nicht von selbst», sagte der deutsche Philosoph Immanuel Kant. Der Fussball und die Fifa können die Rolle als Friedensstifter übernehmen. Wer 1,6 Milliarden Menschen erreicht, besitzt eine positive Kraft, die weit über die Seitenlinie hinausgeht. Es liegt nun in den Händen und am Willen des Kongresses, den 2015 gefassten Vorsatz umzusetzen. Kaum einmal war die Bedeutung des Fussballs als Mitspieler in der Geopolitik grösser.



Sepp Blatter war von 1981 bis 1998 Generalsekretär und 1998 bis 2016 Präsident der Fifa.

«Historische Verantwortung»

Der ungarische Justizminister László Trócsányi kritisiert im Gespräch mit der *Weltwoche* den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR). Er wirft den Richtern vor, sich nicht wie Juristen, sondern wie «Aktivisten» zu verhalten. *Von Boris Kálnoky*

Ungarns Justizminister László Trócsányi hat den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg scharf kritisiert und dessen «Überprüfung» durch die Mitgliedstaaten verlangt. «Nicht nur in Ungarn, in vielen europäischen Ländern gibt es eine politische und juristische Debatte darüber, was die Aufgabe dieses Gerichts sein soll», sagte Trócsányi im Gespräch mit der *Weltwoche*. Aufgabe des EGMR ist es, über die Einhaltung der Menschenrechte in den 47 Ländern zu wachen, die dem Europarat angehören und die europäische Konvention für Menschenrechte unterschrieben haben. Trócsányi wirft den Richtern jedoch vor, sich nicht wie Juristen, sondern wie «Aktivisten» zu verhalten.

Die 47 Länder, um die es geht, seien sehr unterschiedlich, sagte der Justizminister: «Die Ukraine, die Türkei, Russland, Grossbritannien – bei so vielen so unterschiedlichen Ländern meinen wir, dass der EGMR für die Einhaltung von Mindeststandards sorgen muss.» Seiner Meinung nach folgt das Gericht jedoch nicht diesem Prinzip. Er und die ungarische Regierung, «aber bei weitem nicht nur wir», sind der Meinung, «dass die Richter am EGMR auf aktivistische Weise eine Uniformisierung herbeiführen wollen, ohne die Besonderheiten und kulturellen Unterschiede der jeweiligen Länder ausreichend zu berücksichtigen». Diesbezüglich hätten auch «die britische Premierministerin Theresa May, der französische Präsidentschaftskandidat François Fillon und auch die Dänen Bedenken geäussert».

Es gibt einen konkreten Grund für seine Verstimmung. Ungarn wurde vom Gericht vor kurzem in erster Instanz dazu verurteilt, zwei Asylbewerbern aus Bangladesch jeweils 10 000 Euro Entschädigung zu zahlen, weil sie gegen ihren Willen in einer Transitzone festgehalten und ihrer Freiheit beraubt worden seien. Ein regierungsnaher Think-Tank hatte daraufhin angeregt, Ungarn solle erwägen, sich aus der Europäischen Menschenrechtskonvention zurückzuziehen. Ministerpräsident Viktor Orbán sagte seinerseits, der EGMR müsse «reformiert» werden.

Besonderer Anreiz für Migranten

«Wir können diese Entscheidung fachlich nicht akzeptieren und planen, dagegen Berufung einzulegen», sagte Trócsányi. «Wir haben niemanden seiner Freiheit beraubt.» Die ungarischen Transitzone an der serbischen Grenze – nur dort können Flüchtlinge



«Strassburg misst mit zweierlei Mass»: László Trócsányi.

ihre Anträge auf Asyl stellen – «sind nach Serbien hin offen und können jederzeit frei verlassen werden», unterstrich der Justizminister. Zwar stimme es, dass Asylbewerber die Transitzone nicht in Richtung Ungarn verlassen könnten. Und wenn sie vor Abschluss ihres Verfahrens in Richtung Serbien gehen, wird ihr Asylverfahren abgebrochen, und sie verlieren somit jede Chance auf Anerkennung. Dennoch sei «die Behauptung des Gerichts, wir hätten diese Menschen ihrer Freiheit beraubt», falsch. «Unter Freiheitsentzug versteht man etwas ganz anderes.»

Er beschuldigt den EGMR auch, mit zweierlei Mass zu messen: «Bemerkenswerterweise gibt es ein Urteil in einem anderen Fall, da wurde der Kläger fünf Monate lang in Belgien festgehalten, aber das Gericht sah darin keinen Freiheitsentzug.» Im ungarischen Fall gehe es «um zwanzig Tage, die Betroffenen konnten jederzeit gehen, und dennoch hat das Gericht uns zur Zahlung einer Entschädigung von jeweils 10 000 Euro verpflichtet».

Das kann unter Umständen von Migranten auch als besonderer Anreiz verstanden werden, den Weg nach Europa zu suchen: Wenn man in

eine ungarische Transitzone geht und dann beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte klagt, bekommt man mehr Geld, als man für die Schlepper bezahlt hat.

Problem Abschiebepaxis

«Es gibt eine Debatte in Europa über die Haltung der Richter an diesem Gericht», meint Trócsányi. «Sollen sie sich an den Buchstaben der Menschenrechtskonvention halten oder ihre Mission breiter interpretieren?» Seiner Meinung nach wäre es «angebracht, die Rechtspraxis des Gerichts zu analysieren. Ich denke, die Mitgliedsländer sind berechtigt, darüber eine politische und – was für mich als Justizminister besonders wichtig ist – juristische Debatte zu führen.»

Als eines der grössten Probleme der Asylpolitik bezeichnet er die Abschiebepaxis: Wenn Asylbewerber abgelehnt werden und abgeschoben werden sollen, «ist dies meistens nicht möglich», sagt er. Trócsányi schlägt daher einen europäischen Abschiebungsmechanismus vor, um das Problem zu lösen. Die europäische Grenzschutzagentur Frontex solle sich darum kümmern. «Frontex müsste dafür mit neuen Kompetenzen und entsprechenden finanziellen Mitteln ausgestattet werden, um Flüge zu organisieren und jene Migranten, die nicht schutzwürdig sind, in deren Herkunftsländer zurückzubringen.» Speziell für kleinere Länder wäre es «effektiver, wenn Frontex als Organisation der EU mit den Herkunftsländern über die Rücknahme verhandelt, als wenn etwa Ungarn mit den Afghanen Verbindung aufnehmen muss».

Obwohl die Debatte um Flüchtlingsquoten in der EU seit einiger Zeit abebbt, ist Trócsányi der Ansicht, dass dieses Thema noch lange nicht erledigt ist. «Die Kommission drängt weiter auf eine solche Lösung, und in ihrem kürzlich erschienenen 11. Bericht zur Umverteilung wird erneut betont, dass das die beste Lösung sei und sie beschleunigt werden müsse. Wenn erst die Wahlen in Deutschland und Frankreich vorbei sind, wird das Thema wieder in den Vordergrund rücken.» Ungarn hält Flüchtlingsquoten nach wie vor für einen grossen Fehler und hat dagegen vor dem Europäischen Gerichtshof geklagt. Verhandlungsbeginn ist am 10. Mai.

Es geht um die Verteilung von mehr als 100 000 Flüchtlingen, die im September 2015 vom Rat der EU-Innenminister mit qualifizierter Mehrheit beschlossen worden war. «Wir haben in zehn Punkten zusammengefasst, warum wir die Entscheidung für rechtswidrig halten», sagt der Minister, «und zwar auf zwei Ebenen: eine primäre, wo es um das Prinzip der

Umverteilung selbst geht, und eine sekundäre, wo es um die spezielle Lage Ungarns geht.» Ein Einwand ist, dass die Quotenregelung nur zwei Sorten von Ländern vorsieht: solche, die «entlastet» werden müssen, denen also Flüchtlinge abgenommen werden, und solche, die «belastet» werden, also welche aufnehmen sollen. «Konzeptuell fehlen C-Länder, die zwar keine Entlastung wollen, aber sowieso so belastet sind durch die Flüchtlingskrise, dass man ihnen nicht noch zusätzliche Lasten aufbürden sollte», argumentiert Trócsányi. Ein Urteil erwartet er «vielleicht im Sommer oder im Herbst».

Er wiederholt die Grundsatzkritik Ungarns am Quotenkonzept: «Erstens sendet es ein falsches Signal aus: «Kommt ruhig nach Europa, wir kümmern uns dann um die Verteilung.» Zweitens ist es nicht effektiv. Diese Menschen wollen in ganz bestimmte Länder gelangen, nicht in Länder wie Rumänien, Bulgarien oder Ungarn. Jene, die nach Litauen geschickt wurden, waren schon zwei Tage später in Deutschland. Drittens stellt sich die Frage der Souveränität. Wie die Gesellschaft zusammengesetzt sein soll, diese Entscheidung muss in der Kompetenz der Mitgliedstaaten verbleiben.»

Das bedeute nicht, dass Ungarn die Menschenrechte nicht achtet. «Natürlich, die Genfer Flüchtlingskonvention und das Unionsrecht muss man einhalten», sagt er. «Tatsächlichen Asylbedürftigen muss man Schutz gewähren.

Und wir tun das auch. In den ersten drei Monaten dieses Jahres haben wir 93 Menschen Asyl gewährt, alle aus Syrien.»

«Gemeinschaftsrecht achten»

Sollte Ungarn das Verfahren gegen die EU-Kommission in Sachen Flüchtlingsquoten verlieren, so wird das Land gemäss Trócsányi das Urteil akzeptieren. «Dann ist das rechtlich bindend», sagt er. «Ungarn achtet das Gemeinschaftsrecht und kommt seinen Verpflichtungen nach.» Allerdings will das Land im Falle einer Niederlage wohl auf Zeit spielen: «Die Umverteilung

ist ein Mechanismus, dessen Details zahlreiche Fragen aufwerfen. Um diese zu klären, werden wir mit der Kommission lange verhandeln müssen.»

Der Justizminister ist spürbar stolz auf den ungarischen Beitrag zur europäischen Flüchtlingspolitik. «2015 war die EU naiv, da hiess es: «Alle können kommen, es gibt keine Obergrenzen.» Wir haben damals die historische Verantwortung übernommen, die Probleme klar anzusprechen. Dass das verantwortungsbewusst war und meinungsbildend, das ist ein Fakt, und es hat zur Folge, dass heute alle neugierig auf unsere Meinung sind.»



Viktor Orbán.

Ministerpräsident Orbán findet, der EGMR müsse «reformiert» werden.

DIE WELTWOCH

Alle Artikel an Lager.

Das Weltwoche-Archiv macht alle Beiträge der jüngsten Vergangenheit lebendig. Die einfache Volltextsuche garantiert schnelle Resultate. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff zu diesem einzigartigen Nachschlagewerk.



www.weltwoche.ch/die-weltwoche/fruehere-ausgaben

«Putin spielt gut Eishockey»

Von Thomas Renggli — Sicherer Stand auf dem Glatteis der Sportpolitik: Der Freiburger René Fasel, 67, lenkt den Internationalen Eishockey-Verband mit Weitsicht, Sachverstand und Fingerspitzengefühl. Nach seiner Pfeife tanzt sogar Wladimir Putin.

Seit 23 Jahren steht René Fasel an der Spitze der Internationalen Eishockey-Föderation (IIHF). Damit zählt der studierte Zahnarzt und frühere Schiedsrichter zu den amtsältesten Verbandspräsidenten und einflussreichsten Sportfunktionären. Im Internationalen Olympischen Komitee fungierte er zwischen 2002 und 2014 als Präsident der Vereinigung der Wintersportverbände und bis 2016 als Mitglied des Exekutivrats. Er gilt als Vertrauter des russischen Staatspräsidenten Wladimir Putin. Im grossen Interview spricht er unter anderem über seine Beziehung zu Russland, die Macht der (Sport-)Politik und über die bevorstehende Eishockey-WM in Paris und Köln. Zum exklusiven Termin lud er an den Sitz der IIHF an der Zürcher Brandchenkestrasse in der altehrwürdigen Villa Landolt.

Herr Fasel – es ist bald bestes Badewetter. Aber am 5. Mai beginnt die Eishockey-WM. Ist das wirklich nötig?

Ich behaupte nicht, dass dies die beste Lösung ist, aber es ist die einzige. Es wurde schon darüber diskutiert, die WM im September, Oktober oder im Februar auszutragen. Im September wären die Bedenken gross, dass sich Spieler vor der Klubsaison verletzen könnten. Im Oktober oder Februar wären die Stars aus der National Hockey League nicht dabei. Das würde die Attraktivität des Turniers massgeblich schmälern. Der jetzige Zeitpunkt des Turniers bietet den Profis aus der NHL die Möglichkeit, die Saison trotz einem Scheitern auf Klubebene mit einem Erfolgserlebnis zu beenden.

Doch im Jahresrhythmus fehlt der Veranstaltung die Exklusivität. Weshalb reduziert man nicht die Kadenz? Fussball-WM und -EM sowie Olympische Spiele finden auch nur alle vier Jahre statt.

Das Tennisturnier von Wimbledon findet ebenfalls jedes Jahr statt, die Tour de France auch – und der Super Bowl ebenfalls. Die Eishockey-WM ist ein wichtiger Fixpunkt im Jahresprogramm des Sports. Wir verschliessen uns aber nicht vor der öffentlichen Meinung und haben die Situation genau analysiert – auch wirtschaftlich. Und vor diesem Hintergrund



gibt es keine Alternative. Der veranstaltende Nationalverband nimmt zwischen 2 und 12 Millionen Euro ein, die IIHF 25 Millionen. Rund 90 Prozent der Einnahmen fliessen ins Eishockey zurück. Diese Summen liessen sich bei einem Zweijahresrhythmus nie verdoppeln. Kommt dazu, dass der jetzige

Fahrplan eine natürliche Rotation ermöglicht. Beispielsweise weiss der Schweizer Verband, dass er rund alle zehn Jahre eine WM durchführen kann. Fände das Turnier nur alle zwei Jahre statt, müsste jeder Verband zwanzig Jahre warten. Dies würde die Konkurrenz im Bewerbungsverfahren derart steigern, dass das ganze System korruptionsanfällig würde.

Das heisst, es gibt im Eishockey keine Konkurrenzsituation, wenn es um die Vergabe der WM geht?

Eine echte Wettbewerbssituation ist selten. In Olympia-Jahren kommen normalerweise kleinere Verbände zum Zug – zum Beispiel im nächsten Jahr Dänemark. Oder 2014 war es Weissrussland. Gerade in Weissrussland war das Turnier aber ein derartiger Erfolg, dass sich der Verband für 2021 wieder bewerben möchte – und für dann hat auch Finnland sein Interesse angemeldet.

In diesem Jahr wird die WM grenzüberschreitend in Deutschland und in Frankreich ausgetragen. War das eine Idee des EU-Parlaments?

(Lacht) Nein – das war ein pragmatischer Entscheid. Frankreich bemühte sich schon seit einiger Zeit um das Turnier. Aber als alleiniger Veranstalter besitzt der nationale Eishockeyverband kaum die erforderlichen Kapazitäten. So ergab sich die Lösung mit Deutschland. Für mich ist diese Konstellation eine Herzensangelegenheit. Als Freibur-

Eishockey-Spezial

- 54 **Gesamtkunstwerk auf Eis**
Kult-Trainer Arno Del Curto über seine Vorbilder
- 56 **Der Eisbrecher**
Die faszinierende Karriere des NHL-Spieters Mark Streit
- 58 **«Dann spielt doch gegen Hawaii»**
Die Hochs und Tiefs der Schweizer Nationalmannschaft

ger bin ich an der Sprachgrenze aufgewachsen – und kenne beide Kulturen aus eigener Erfahrung. Ausserdem wird oft vergessen, dass Frankreich eine grosse Eishockeytradition besitzt. In Paris wurde 1908 die IIHF gegründet. Die erste WM fand 1930 in Frankreich, Deutschland und Österreich statt. ACBB Paris gehörte in den 50er und 60er Jahren zu den dominierenden Klubs Europas – mit dem legendären Schweizer Goalie Jean Ayer. Unter anderem gewann Paris drei Mal nacheinander den Spengler Cup. Ayer spielte immer ohne Helm und Maske – nur mit Kappe. Dieses Bild vergesse ich nie.

Heute ist Paris auf der Eishockey-Weltkarte ein weisser Fleck.

Aber in Frankreich lebt der Sport – mit einer gut funktionierenden Liga. Im Vorfeld der WM wurden für die Spiele in Paris rund

«Ich behaupte nicht, dass dies die beste Lösung ist, aber es ist die einzige.»

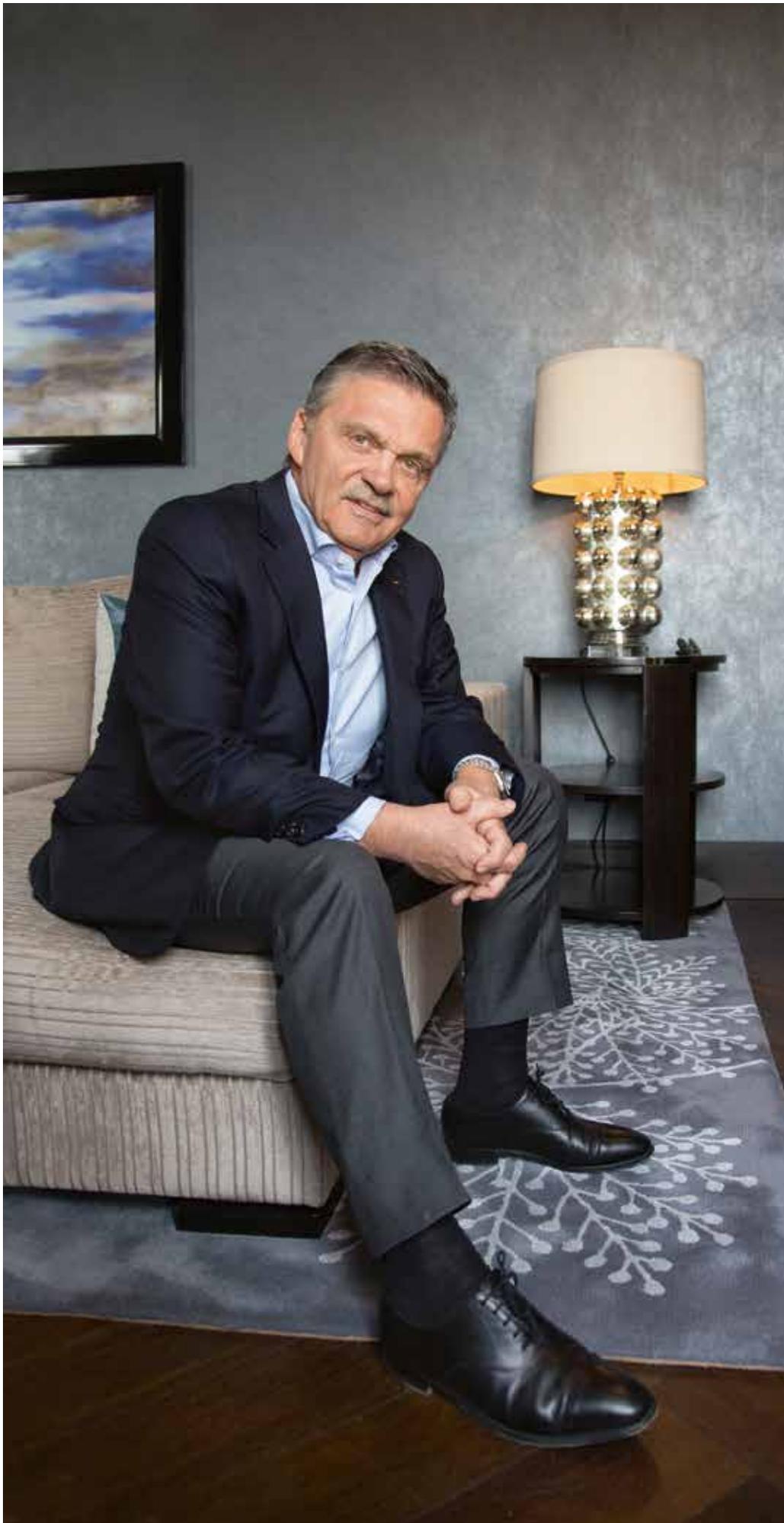
140 000 Tickets verkauft – 200 000 sind budgetiert. Ich bin zuversichtlich, dass wir diesen Wert erreichen.

Tiefere Gräben als zwischen Frankreich und Deutschland verlaufen im Eishockey zwischen Russland und Kanada – politisch und sportlich. Wie gelingt es Ihnen, die Balance zu halten?

Der Erfolg ist von den Verhandlungspartnern abhängig – und da haben wir es auf beiden Seiten mit echten Sportlern zu tun. Die Entscheidungsträger verstehen einander, und ihre Gespräche verlaufen in der Regel sehr konstruktiv und zielorientiert. Der Sport verbindet über Kultur- und Landesgrenzen hinweg. Ausserdem bin ich es gewohnt zu vermitteln. Schon in der Primarschule in Freiburg auf dem Pausenplatz machte ich quasi meine ersten Erfahrungen als Diplomat – weil ich sowohl mit den Deutschschweizern wie mit den Welschen sprechen konnte.

In Ihrem aktuellen Arbeitsumfeld diktiert die National Hockey League den Takt. Ist die kommunizierte Absage der Nordamerikaner für die Olympischen Spiele 2018 im südkoreanischen Pyeongchang definitiv?

Wir geben nicht auf. Noch bleibt Zeit für eine Lösung. Wir vom Verband haben die Hausaufgaben gemacht und ein Budget für Reisen



«Grossartige Erinnerungen!»: Spitzenfunktionär Fasel.

und Versicherungen zwischen 10 und 12 Millionen Euro aufgestellt. Die Spieler würden gerne gekommen, aber letztlich entscheiden die Liga und ihr Commissioner Gary Bettman. Eine Absage würde niemanden glücklich machen: weder die Spieler noch die Fans noch das Fernsehen. Und im Hinblick auf die Neuverhandlung des Gesamtarbeitsvertrags zwischen Gewerkschaft und Liga 2020 wäre sie riskant. Käme es in drei Jahren zu einem

«Der grosse Vorteil eines Mediziners ist, dass er gelernt hat, den Leuten zuzuhören.»

Lockout, würden der NHL rund vier Milliarden Dollar verlorengehen. Das kann sich niemand leisten.

Früher waren Sie Zahnarzt und Schiedsrichter. Heute sind Sie vor allem Diplomat. Können Sie die Erfahrung aus Ihren früheren Tätigkeiten auf dem sportpolitischen Parkett einbringen?

Einmal Zahnarzt, immer Zahnarzt – und als Schiedsrichter war ich, wie gesagt, schon auf dem Pausenplatz tätig. Der grosse Vorteil eines Mediziners ist, dass er gelernt hat, den Leuten zuzuhören. Und als Zahnarzt hat man zusätzlich noch die Möglichkeit, die Leute zum Schweigen zu bringen. (*Lacht*) Auch in der Sportpolitik muss man zuhören, Sprachen beherrschen und Kompromisse eingehen. Kompromisse sind eine Schweizer Spezialität – im positiven Sinn. Die Schweiz als Staat ist ein wunderbarer Kompromiss. Ich reise viel, und jedes Mal, wenn ich wieder zu Hause bin, sage ich mir: «Die Schweiz ist wunderschön. Wir haben es sehr gut hier.»

Zurück zur geopolitischen Lage im Sport. Die ist im Eishockey ähnlich wie in der realen Politik. Russland spielt eine Schlüsselrolle.

Dieses Land hat mich schon als Bub fasziniert – gerade wegen seiner überragenden Eishockeykultur. Spieler wie Charlamow, Bobrow oder Ragulin – später Fetissow, Makarow oder Krutow – haben den Eishockeysport auf ein neues Niveau gehoben. Der Höhepunkt war der Canada Cup 1987 mit dem epischen Duell zwischen der Sowjetunion und Kanada. Die ersten beiden Spiele der Finalserie gingen in die Verlängerung. Im entscheidenden Match schoss Mario Lemieux die Kanadier 86 Sekunden vor Schluss zum Sieg. Ich denke, besseres Eishockey als damals haben wir noch nie gesehen.

Neben dem Eis gibt ein Russe den Takt an – Wladimir Putin.

Putin spielt auch gut Eishockey – obwohl er vom Judo kommt und erst im reifen Alter von fast 60 Jahren das erste Mal mit einem

Stock aufs Eis trat. Er war sofort fasziniert von diesem Sport – weil er realisierte, wie anspruchsvoll Eishockey ist. Doch Putin hat es gelernt. Ich bin beeindruckt, mit welcher Akribie und Disziplin er dieses Projekt anging. Wenn sich in Russland die Altstars zu spontanen Spielen treffen, ist er meistens dabei. Wenn ich Zeit habe, übernehme ich dann jeweils den Part des Schiedsrichters.

Aber in dieser Besetzung ist eine objektive Regelauslegung wohl nicht ratsam.

Sie irren sich. Putin steht nie im Offside – und das meine ich wortwörtlich. Er spielt zu intelligent. Deshalb muss ich nie ein Auge zudrücken.

So werden Sie zum Verbündeten für ein System und eine Politik, die dem Westen gewisse Sorgen bereiten – um es gelinde auszudrücken.

Wer Russland und Putin kritisiert, sollte zuerst das Land und die Person Putin kennen. Die russische Konföderation ist das grösste Land der Erde mit 140 Millionen Einwohnern, zehn Zeitzonen, einer Ausdehnung von Europa bis in den Fernen Osten – und fast allen Kulturen, Ethnien und Religionen. Wie schwer dieser Staat zu regieren ist, können wir uns kaum vorstellen. Putin hat Russland geeint. Er sagt, was er macht. Und er macht, was er sagt. Ohne ihn hätten wir ein instabiles Russland – und das kann nicht in unserem Interesse sein. Und er ist ein grosser Förderer des Sports.

Aber letztlich steht er für die Rückkehr zu totalitären Zuständen.

Da muss ich Ihnen vehement widersprechen. Russland hat ein demokratisches System – aber das muss sich zuerst etablieren und entwickeln. Die 27 Jahre seit der Unabhängigkeitserklärung genügten dazu noch nicht – logischerweise. In der Schweiz war das nicht anders. Als die Schweizer Bundesverfassung 1848 unterzeichnet wurde, waren alle sieben Bundesräte Freisinnige. Es dauerte bis 1892, ehe mit Josef Zemp der erste Katholisch-Konservative zum Zug kam. Und der erste Sozialdemokrat, Ernst Nobs, wurde erst 1944 in die Regierung gewählt. Bis zur Einführung des Frauenstimmrechts warteten wir bis 1971. Was ich damit sagen will: Man muss Russland Zeit geben. Handelschranken und Wirtschaftsboykotte sind die falsche Lösung. Denn Isolation fördert den Nationalismus.

Apropos Russland: Anfang der neunziger Jahre revolutionierten Slawa Bykow und Andrei Chomutow bei Ihrem Stammklub Fribourg-Gottéron das Schweizer Eishockey. Welche Erinnerungen verbinden Sie mit jener Zeit?

Grossartige Erinnerungen! Ich war da-



«Beeindruckend»: Fasel, Putin, 2016 in Sotschi.

mals Präsident des Schweizer Verbands und an vorderster Front in den Transfer involviert. Tino Catti, ein früherer Schweizer Eishockeyspieler, hatte Bykow und Chomutow in Berlin getroffen und den ersten Kontakt hergestellt. Die beiden wurden zuerst dem ZSC und Olten angeboten – doch die Klubs winkten ab. Dann kam Gottéron-Präsident Jean Martinet ins Spiel. Er fragte mich, was er machen müsse, damit Bykow und Chomutow für Fribourg spielen. Ich antwortete, ein Telefonanruf genüge. Ich wählte die Nummer der sowjetischen Verbandszentrale in Moskau und holte die erforderliche Zusage ein. Entscheidend waren aber vor allem

«Die Fifa bewegt sich im Vergleich zu uns mindestens eine Liga höher.»

die Umstände. In der NHL hätten die beiden weit mehr verdient. Doch Bykow wollte mit seinen beiden Kindern nicht in eine Liga, in der fast nichts planbar ist und man ständig im Hotel lebt. NHL ist die Abkürzung für «No Home Life».

Slawa Bykow lebt noch immer im Freiburgischen. Er hat den Schweizer Pass – seine Kinder sind Schweizer. Müsste man ihn nicht sofort zum Schweizer Eishockey-Nationaltrainer befördern?

Nein – dieser Meinung bin ich nicht. Bykow spricht zwar perfekt Französisch, aber weder Deutsch noch Englisch. Das würde seine Situation erschweren. Grundsätzlich finde ich, dass ein Nationaltrainer aus dem eigenen Land stammen sollte – und die eigene

Eishockeykultur einbringen soll. Mit Patrick Fischer hat die Schweiz die richtige Wahl getroffen. Und bevor Bykow kommen würde, müsste Arno Del Curto übernehmen. Er ist eine faszinierende Persönlichkeit und ein grossartiger Trainer. Wenn er nie Schweizer Nationaltrainer wird, muss man von einer unvollendeten Karriere sprechen.

Kommen wir zurück auf die WM. 2013 gewann die Schweiz in Stockholm sensationell WM-Silber. War das ein lucky punch?

Nein. Es war der Beweis, dass der Schweizer Verband und die Klubs hervorragende Nachwuchsarbeit leisten und über sehr gut ausgebildete Spieler verfügen – läuferisch, technisch, taktisch. Wir können mit den Besten mithalten. Und wenn wir das vielzitierte

«2020 ist Schluss. Das steht fest. Mit 70 Jahren ist ein guter Moment, um aufzuhören.»

Momentum auf unsere Seite bringen, ist vieles möglich – vor allem, wenn wie vor vier Jahren der Torhüter überragend hält. Ein guter Torhüter macht im Eishockey 50 Prozent der Mannschaft aus, ein schlechter 80 Prozent. Wenn die Schweiz an den Olympischen Spielen 2018 in Bestbesetzung antritt, ist ein Coup möglich.

Zu Ihrer persönlichen Zukunft: Mit 23 Jahren an der Spitze des internationalen Verbands sind Sie einer der amtsältesten Präsidenten. Wie lange machen Sie noch weiter?

2020 ist Schluss. Das steht fest. Mit 70 Jahren ist ein guter Moment, um aufzuhören. Bis dann will ich einen guten Nachfolger aufbauen.

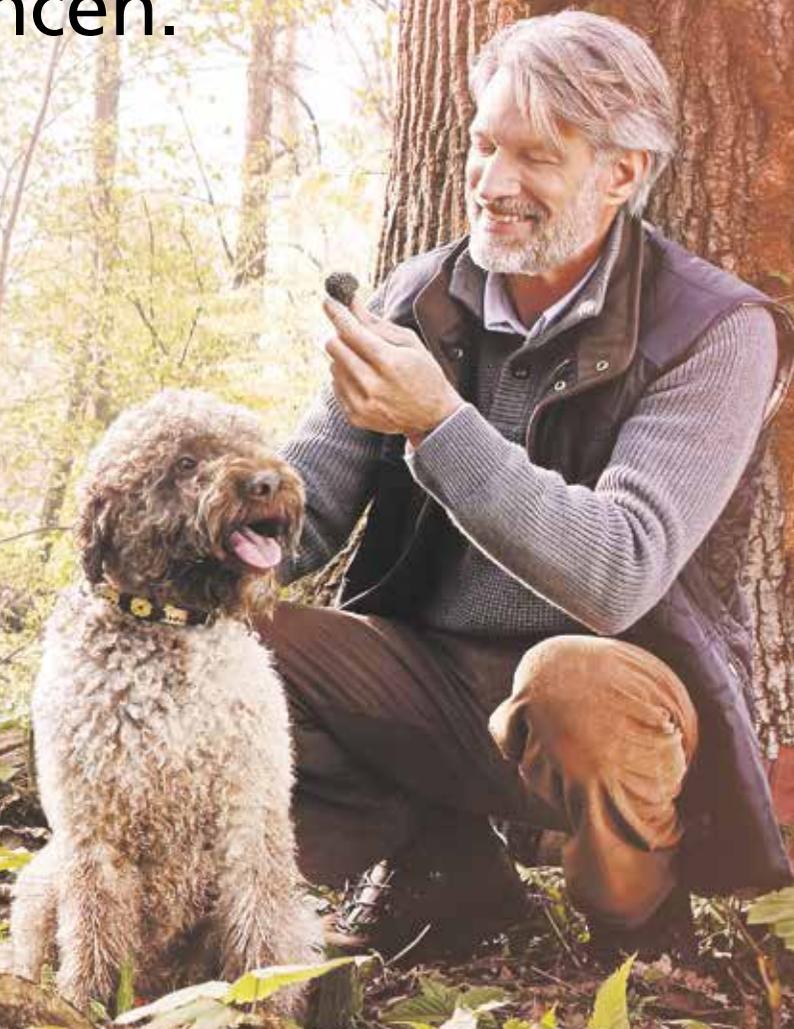
Mit siebzig könnten Sie aber noch Fifa-Präsident werden.

(Lacht) Eishockey ist mein Sport. Und das wird immer so bleiben. Die Fifa bewegt sich im Vergleich zu uns mindestens eine Liga höher. Sie hat 211 Mitglieder, wir haben 77. Unsere Welt erstreckt sich von Europa bis nach Nordamerika und in Teilen von Asien. Die Fifa ist global – und ihre Führung auch für Afrika und Südamerika zuständig. Das ist faszinierend, bringt aber auch Probleme.

Sie sprechen von Korruption?

Die gibt es aber in allen Bereichen des Lebens. Der Sport ist ein Spiegel der Gesellschaft. Wo grosse Bauprojekte lanciert werden, wo Entwicklungsgelder fließen, da besteht immer die Gefahr, dass Mittel abgezweigt werden. Im Eishockey bewegen wir uns in einer vergleichsweise überschaubaren Welt. Unser Verband hat ein Jahresbudget von 35 Millionen. Da ist die Gefahr von Bestechung und Korruption automatisch kleiner als im Fussball, wo in Milliarden gerechnet wird und die TV-Verträge schwindelerregende Summen einbringen.

Teilhabe an ausserlesenen Ertragschancen.



100% Swiss
Made Asset
Management

Jetzt entdecken unter [swisscanto.ch/obligationen](https://www.swisscanto.ch/obligationen) oder bei Ihrer Bank

Der richtige Riecher: Im aktuellen Tiefzinsumfeld ergeben sich neue Opportunitäten, auch für Obligationenanleger. Unser Team ist Pionier im Aufspüren neuer Ertragsquellen. Entdecken Sie sie jetzt und profitieren von unserer umfassenden Fixed-Income-Expertise.



**Swisscanto
Invest**

by Zürcher Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb von Swisscanto Fonds sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlegerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können unter [swisscanto.ch](https://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8001 Zürich, allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel, kostenlos bezogen werden.



Idole

Gesamtkunstwerk auf Eis

Kanada und Russland liefern sich eine epische Rivalität. Ihre Konkurrenz hat die Entwicklung im Eishockey immer wieder vorangebracht. Die atemberaubenden Erfolge der Russen haben auch mich geprägt.

Eine Hommage von Arno Del Curto



Der Eiserner Vorhang hob sich: die UdSSR mit Krutow (M.) gegen Kanada, 1987.

Im Sport sind es oft die grossen Rivalitäten und die Adaption von Einflüssen der härtesten Konkurrenten, die den Entwicklungsprozess beschleunigen und die Leistungskultur fördern. Im Ski-Sport etwa ist die «Lieblingsfeindschaft» zwischen der Schweiz und Österreich ein zentrales Element des sportlichen Fortschritts. Ferdy Kübler wäre ohne seinen so gegensätzlichen Nebenbuhler Hugo Koblet kaum zum populärsten Schweizer Sportler des zwanzigsten Jahrhunderts geworden. Fussball-Deutschland wurde vom Nachbarn Holland immer wieder aufs äusserste gefordert. Und selbst Roger Federer hätte sein Spiel wohl nicht auf einem derart hohen Niveau perfektioniert, wäre ihm nicht Rafael Nadal ständig im Nacken gesessen.

Im Eishockey wurde die horrende Entwicklung in den vergangenen drei Jahrzehnten durch diverse Nationen und Stilrichtungen (mit)geprägt: durch die hervorragend geschulten und bauernschlaun Tschechen, die Defensiv-Perfektionisten aus Schweden, die ihre spielerische Extraklasse mit exzellenter Organisation verbinden, durch die spielfreudigen und wieselfinken Finnen, die mit Unnachgiebigkeit und Leidenschaft schon zu zwei

WM-Titeln stürmten – bei einer Landesbevölkerung von 5,4 Millionen notabene, die deutlich kleiner ist als die der Schweiz. Auch die Slowakei – gleich gross wie Finnland und mit ähnlichen spielerischen Qualitäten – wurde 2002 schon Weltmeister.

Die stärkste Formation

Doch am Ursprung stand das epische Duell in unserem Sport schlechthin, eine Konfrontation der Kulturen und Ideologien, der Weltanschauungen und Sportsysteme: der Klassen-

So fragwürdig diese politische Botschaft war, so grossartig war das sportliche Ergebnis.

kampf zwischen der (sowjet)russischen Eishockeyschule und dem Mutterland des Eishockeys, Kanada, mit seinen durch und durch nordamerikanischen Qualitäten.

Ich wuchs in einer Epoche in den Eishockeysport hinein, als die sowjetische Nationalmannschaft auf internationalem Eis Masstäbe setzte und der Welt eine neue Dimension der Spielkunst präsentierte: mit dem perfek-

ten Lauf- und Passspiel, der genialen Abstimmung der einzelnen Elemente, mit der Harmonie zwischen individueller Klasse und mannschaftlicher Geschlossenheit. Die «Sbornaja» symbolisierte quasi das sportliche Gesicht eines totalitären Systems, in dem sich jeder ein- und unterzuordnen hatte. So fragwürdig diese politische Botschaft war, so atemberaubend war das sportliche Ergebnis. Zwischen 1954 und 1992 gingen 22 WM- und 8 Olympia-Siege an die UdSSR (beziehungsweise die GUS).

In meiner Jugend war es die Generation mit Torhüter Wladislaw Tretjak, Verteidiger Alexander Ragulin und dem «Wundersturm» mit Boris Michailow, Wladimir Petrow und Waleri Charlamow, der das Kombinationsspiel auf ein neues Niveau hob. Dieses perfekte Zusammengreifen der einzelnen Rädchen, die Symbiose von unterschiedlichen Qualitäten zu einem weltmeisterlichen Gesamtkunstwerk fasziniert mich bis heute – obwohl sie im heutigen Eishockey wohl nicht mehr möglich wäre. Zu sehr haben Geschwindigkeit und Physis zugenommen, zu wichtig sind einzeltaktische Entscheide geworden, als dass man alles dem Kollektiv unterordnen könnte.

Doch damals war das anders. Und die zweite grosse Sowjet-Generation ging noch einen Schritt weiter. Der «Atom-Block» mit den Verteidigern Alexei Kassatanow, Wjatscheslaw Fetissow und der legendären KLM-Sturmreihe – mit Wladimir Krutow, Igor Larianow und Sergei Makarow – ist bis heute die vielleicht stärkste Formation der Eishockey-Geschichte geblieben.

Heute undenkbar Macht

Über allem aber stand Trainer Wiktor Tichonow, achtfacher Weltmeister, dreifacher Olympiasieger und mit ZSKA Moskau je 13-mal Sowjet-Meister und Europacup-Sieger. Tichonow war ein Bandengeneral im Zeichen des Kommunismus. Er war aber auch ein technischer Perfektionist, akribischer Analytiker und genialer Taktiker. Das politische System verlieh ihm eine Macht über seine Spieler, die heute undenkbar wäre. Als ich beim Zürcher Schlittschuh-Club Anfang der 1990er Jahre Wladimir Krutow coachen durfte, realisierte ich schnell, was das bedeutete. Der grosse Krutow war derart vom System in seiner Hei-

mat eingenommen, dass er das hierarchische Denken nie ablegen konnte. Er hätte nie etwas gemacht, das ihm nicht vom kleinen Schweizer Del Curto diktiert worden wäre. Denn in seiner Wahrnehmung galt nur, was der Trainer wollte.

Die internationale Dominanz der «Sbornaja» akzentuierte sich zusätzlich durch die oft durchschnittliche Besetzung der nordamerikanischen Auswahlen an Olympia- und WM-Turnieren. Dabei brauchte es selbst für die überragenden Eishockey-Virtuosen die Herausforderung, um sich

Krutow hätte nie etwas gemacht, das ihm nicht vom kleinen Schweizer Del Curto diktiert worden wäre.

zu verbessern und sich gelegentlich in Frage zu stellen. Dies mussten die Sowjets an den Olympischen Winterspielen 1980 in Lake Placid schmerzlich zur Kenntnis nehmen. Als haushoher Favorit ins Turnier gestiegen, scheiterten sie im Halbfinal an einer willkürlich zusammengestellten Auswahl von amerikanischen College-Boys, die im entscheidenden Moment über sich hinauswuchs und wie entfesselt in den Final und zur Goldmedaille stürmte. Das 4:3 der USA gegen die Sowjet-



union ging als «Miracle on Ice» in die Geschichte ein und ist bis heute eine der grössten Überraschungen im Sport geblieben. Es steht für eine Qualität, die nordamerikanische Mannschaften den Russen auch heute oft voraus haben – den unbedingten Siegeswillen, das knallharte Körperspiel und die Gabe, im ultimativen Moment durch mentale Stärke und Selbstsicherheit Berge versetzen zu können.

Wer hat von wem profitiert?

Ähnliches erlebten wir während des Canada Cup 1987, als die beiden Eishockey-Grossmächte Kanada und UdSSR in einer epischen Finalserie den Sieg unter sich ausmachten – hier die Kanadier mit Gretzky, Messier, Coffey und Lemieux, da die Sowjets mit Makarow, Krutow, Bykow und Kamenski. Es war ein Ereignis, das in seiner Bedeutung die Grenzen des Sports sprengte. Denn allein die Tatsache, dass sich während des Kalten Kriegs der Eiserner Vorhang hob und die besten Sowjets in Nordamerika das Glatteis betraten, war eine kleine Sensation. Dass Kanada letztlich das entscheidende Spiel durch einen Treffer von Lemieux 86 Sekunden vor Schluss 6:5 gewann, passte in die Dramaturgie des Gastgebers.

Dreissig Jahre später haben sich die Systeme der Rivalen angenähert. Die Russen verfügen

längst über die Physis der Kanadier – die Kanadier und Amerikaner über einen ähnlichen Ausbildungsstandard. Der kanadische Ausnahmekönner Joe Thornton, der während zweier NHL-Lockouts das HCD-Trikot trug, verbindet die Qualitäten der beiden Eishockey-Welten in ähnlicher Weise wie der russische Riese Alexander Owetschkin, der mit seiner physischen Präsenz jeden Holzfäller zwischen Vancouver und Halifax das Fürchten lehren kann.

Stellt sich die Frage, wer mehr von wem profitiert hat. Die Russen von den Kanadiern – oder die Kanadier von den russischen Einflüssen, als die «Sputniks» nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion die NHL eroberten? Diese Frage lässt sich kaum beantworten – ebenso wenig, wie man sagen kann, ob Real Madrid oder Barcelona den modernen Fussball stärker prägt.

Arno Del Curto, 60, ist seit 1996 Headcoach des HC Davos und damit einer der amtsältesten Trainer im Profi-Sport (beim selben Arbeitgeber). Mit dem HCD gewann er sechsmal die Schweizer Meisterschaft sowie fünfmal den Spengler-Cup. Seine Karriere als Spieler hatte der St. Moritzer im Alter von 21 Jahren nach einem komplizierten Fussgelenkbruch beenden müssen.

Aufgezeichnet von **Thomas Renggli**

Im Garten zuhause

Grösste Gartenmöbel-Auswahl der Schweiz



Der Eisbrecher

Von *Thomas Renggli* — Er ging ohne Kredit und lukrativen Vertrag nach Nordamerika. Er kehrte zurück – und versuchte es nochmals. Er wurde zum Vorreiter des Schweizer Eishockey-Booms in Nordamerika. Mark Streit, 39, ist der Roger Federer des Wintersports.

Flexibilität und Gelassenheit sind kostbare Qualitäten – vor allem für Arbeitnehmer, die sich auf nord-amerikanischem Glatteis bewegen. Mark Streit, höchstdekoriertes Schweizer Eishockey-Verteidiger, erfuhr am 1. März 2017 um 14 Uhr Ostküstenzeit – eine Stunde vor Abschluss der Wechselperiode in der National Hockey League (NHL) –, dass er im Tausch gegen den finnischen Stürmer Valtteri Filppula aus Philadelphia nach Tampa Bay transferiert wird. «Zuerst war ich recht schockiert», beschrieb er seine Gefühle dem *Tages-Anzeiger*, «es hatte in den Tagen zuvor zwar Gerüchte gegeben, dennoch rechnete ich nicht mit einem Transfer.»

So oder so: In Florida kam der Berner nie an. Nur Minuten nach der Nachricht aus dem Süden folgte die Meldung, dass Tampa Bay Streit nach Pittsburgh abtritt. Auf die Frage, ob bei diesen Personalrochaden das Gefühl von Ohnmacht entstehe, antwortete Streit schulterzuckend: «Ja, klar – mitteilen kann man sich da nicht gross.» In einer Welt, in der die Salär-Obergrenze und das Buhlen um Draft-Rechte die Personalstrategie der Klubs bestimmen, können Sportler zu Schachfiguren auf dem Brett der Liga werden.

Nur einer verdient mehr

Doch Streit kennt die Spielregeln – und bei einem Jahresgehalt von 5,25 Millionen Dollar lassen sich Zügelstress und ein paar Nächte im Hotel besser ertragen. In seinen zwölf Saisons in der stärksten Liga der Welt hat Mark Streit 42,7 Millionen Dollar eingenommen. Auf höherem Lohnniveau bewegt sich im Schweizer Sport nur der Tenniskrösus Roger Federer.

Mark Streit aber auf die Zahlen des Bankkontos zu reduzieren, würde den Leistungen und dem Renommee dieses Sportlers nicht gerecht. Der Kanadier Sean Simpson, mit Unterbrüchen seit 1985 in der Schweiz als Spieler und Trainer tätig und zwischen 2010 und 2014 Headcoach der Nationalmannschaft, sagt: «Mark Streit hat in Nordamerika für Schweizer Feldspieler neue Massstäbe gesetzt, viele Vorurteile entkräftet und der heutigen Generation den Weg in die National Hockey League geebnet – er ist der Türöffner.»

Als Streit 1999 zu seinem ersten Nordamerika-Abenteuer aufbrach, war die Welt noch eine andere. Das Internet kannte kaum jemand, und der Schweizer Einfluss auf die NHL be-



schränkte sich auf eine Einwechslung von Torhüter Pauli Jaks. Tempi passati: In der aktuellen Saison kamen 17 Schweizer in der NHL zum Einsatz. Für Simpson wäre diese rasante Entwicklung ohne Streit nicht möglich gewesen: «Er schaffte den Durchbruch – und veränderte die Meinung über Schweizer Spieler nachhaltig.»

Beim SCB aussortiert

Der Aufstieg von Mark Streit verlief durchaus nicht linear. Der Berner gehörte auf Juniorenstufe zu den Fixstärkern im Nationalteam und wurde 1997 an der U-20-WM in Genf ins Allstar-Team gewählt. Doch in seinem Stammverein SC Bern traute man ihm keine Grosstaten zu. Meistertrainer Bill Gilligan nahm nach eingehenden Leistungsstudien der Elitejunioren die (Dis-)Qualifikation vor: «Zu wenig kräftig, zu wenig talentiert.» Streit wurde zu den Junioren von Fribourg-Gottéron abgeschoben. Doch die Eltern Hansjörg und Silvia Streit glaubten weiterhin an den Erfolg ihres Sohnes. Täglich chauffierten sie ihn vom Berner Schosshaldequartier nach Freiburg.

Die Fahrtspesen sollten sich auszahlen. Eines Abends kam ein Telefonanruf vom Trainer – ob Mark am nächsten Morgen im Trainingslager in Leukerbad sein und mit der ersten Mannschaft spielen könne? Hansjörg Streit zückte den Autoschlüssel und fuhr ins Wallis. Es sollte der Anfang der Reise ins Glück sein. Im Alter von 17 Jahren gab Mark



Pittsburgh-Penguins-Verteidiger Mark Streit.

Streit mit Gottéron das Debüt in der Nationalliga A.

Zu diesem Zeitpunkt stand sein Name schon auf dem Zettel von Arno Del Curto. Der St. Moritzer kannte Streit von der Juniorenauswahl her und holte ihn nach Davos. Doch der Berner war nur Del Curtos zweite Wahl. Erich Wüthrich, damals Sportchef beim Rekordmeister, erinnert sich: «Neben Streit wollten wir vor allem Mathias Seger verpflichten. Der St. Galler galt damals als talentierter als Streit. Doch er entschied sich für Rapperswil.» Seger, der punkto Einsatzzahlen sowohl bei der Nationalmannschaft wie in der Nationalliga A alle Rekorde gebrochen hat, muss über Wüthrichs Aussage schmunzeln: «Das war einmal – heute sieht die Rollenverteilung anders aus.» Seger fasst in Worte, was den Unterschied zwischen einer herausragenden Nationalliga-A-Karrie-

«Das Erfolgsrezept von Mark hiess: Arbeit, Arbeit, Arbeit. Er ordnete alles dem Erfolg unter.»

re und dem Durchbruch auf nordamerikanischen Top-Niveau ausmacht: «Mark hatte immer einen unbändigen Willen und einen exemplarischen Trainingsfleiss – und sein Ziel war immer Nordamerika.»

Dies äusserte sich auch in einem Wissensvorsprung: «Ich kannte damals vielleicht drei Spieler aus der NHL – Gretzky, Messier und Coffey. Mark wusste alles über diese Liga», erzählt Seger. Weshalb für ihn der Weg nach Nordamerika nie in Frage gekommen sei, das beantwortet er simpel und ehrlich: «Ich hätte nie den Mut gehabt, für einen Traum alles in der Schweiz hinter mir zu lassen.»

Streit opferte seinem nordamerikanischen Traum die Sicherheit in der Schweiz. Anstatt in Davos ein fürstliches Salär zu beziehen, quälte er sich durch die sportliche Halbwelt der Minor Leagues. International Hockey League, American Hockey League, East Coast Hockey League. Dabei sind nicht nur die sportlichen Umgangsformen rau und der Lohn karg. Die stundenlangen Busfahrten haben mit der glamourösen Welt der Dollarmillionäre ungefähr so viel gemeinsam wie die Valascia in Ambri mit dem Madison Square Garden in New York City. Der Kanadier Larry Huras, später in Zürich Trainer von Streit, stuft dies als eine der grössten Leistungen im Schweizer Eishockey überhaupt ein: «Mark war kein

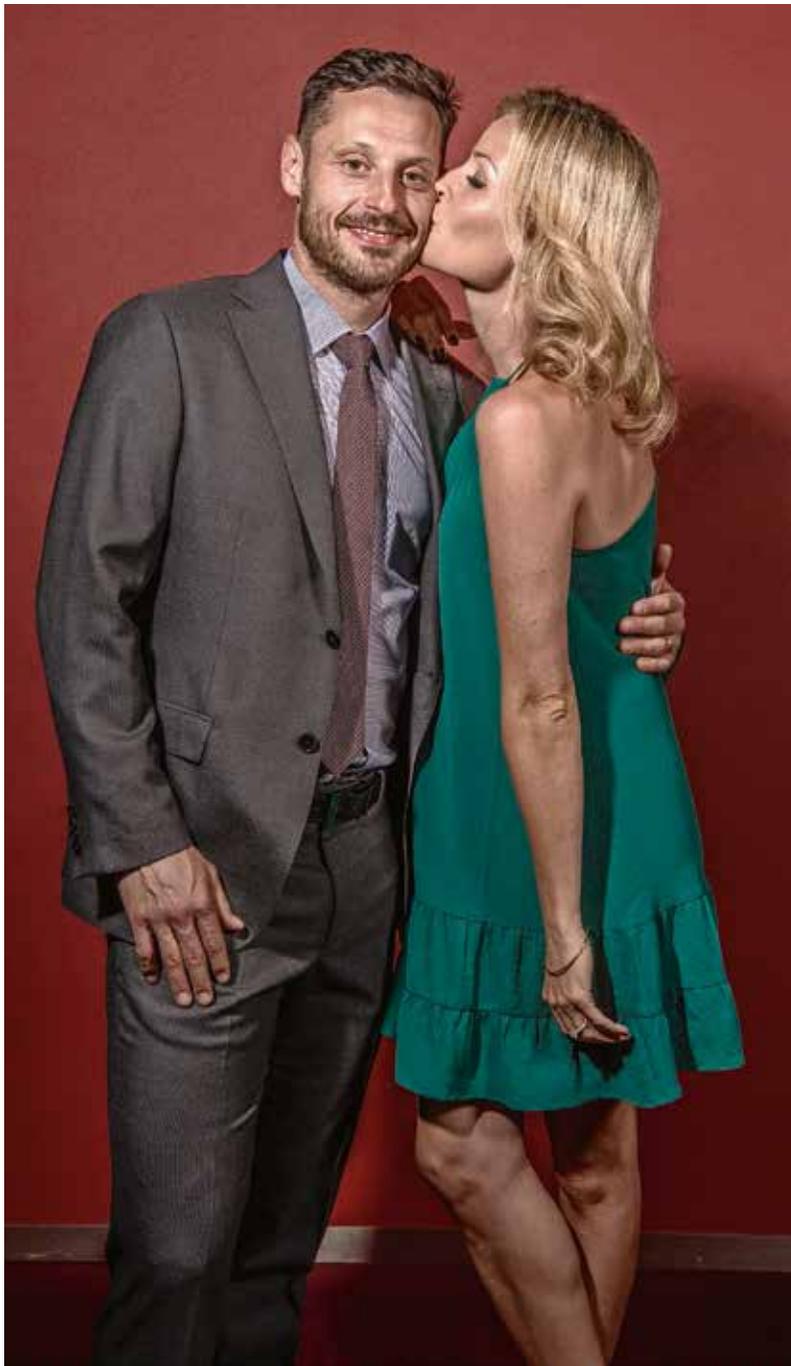
Erstrunden-Draft, dem alles in den Schoss fiel. Er fuhr nächtelang Bus und kämpfte sich Schritt für Schritt vorwärts. Was er heute ist, hat er sich alles selber erarbeitet. Er muss das Vorbild für alle jungen Schweizer sein.»

Gleich sieht es Edgar Salis, Streits langjähriger Weggefährte bei den ZSC Lions und in der Nationalmannschaft: «Die Geschichte von Mark Streit muss man jedem Junior erzählen – der Zug ist noch nicht abgefahren, wenn man mit 16 oder 17 nicht zu den Besten zählt.» Doch just an diesem Punkt bewies Streit Qualitäten und eine Gradlinigkeit, die den meisten seiner Alterskollegen abgehen: «Ich habe nie einen Schweizer gesehen, der so hart arbeitet und so auf ein Ziel fokussiert ist», sagt Salis. Der Bündner, als zweifacher Schweizer Meister, Olympiateilnehmer und 95-facher Nationalspieler ebenfalls kein Ritter von trauriger Gestalt, erinnert sich in einer Mischung aus Amusement und Respekt: «Das Erfolgsrezept von Mark hiess: Arbeit, Arbeit, Arbeit. Er ordnete alles dem Erfolg unter.» Auch in kulinarischer Hinsicht hob er sich von der breiten Masse ab: «Wir mussten ihm fast erklären, was ein Bier ist – und dass er nicht tot umfällt, wenn er einen Hamburger isst», lässt Salis in den Menüplan blicken.

Der Emmentaler Simon Schenk, der Streit nach dessen erstem Nordamerika-Abenteuer 2000 zu den ZSC Lions holte, hätte dem Verteidiger eine derart grandiose Laufbahn nicht unbedingt zugetraut: «Es war ja nicht so, dass Mark überall sofort durchstartete. Aber es waren wohl genau jene Widerstände, die ihn stärker machten. Seine Karriere ist ein einziger Steigerungslauf.»

Yoga und Mentaltrainer

Auch was die Trainingsmethoden betraf, ging der Berner eigene Wege: «Er machte Yoga und arbeitete mit einem Mentaltrainer», erzählt Salis, «damals lachten wir darüber, aber vielleicht hätten wir es besser auch so gemacht.» Von Aussenstehenden liess sich Mark Streit in seiner eigenen Zielstrebigkeit nie abbringen. Dies betraf auch die Wahl seines Domizils in Davos: «Die anderen Jungen wohnten in einer WG, wo es auch lustig zu- und hergehen konn-



Beste Aussichten: Streit, Gattin Fabienne.

te», erzählt Erich Wüthrich, «Mark Streit aber bestand darauf, eine eigene Wohnung zu haben. Seine Mutter kam regelmässig vorbei und schaute zum Rechten.»

Der Ex-Internationale und neue Sportchef der ZSC Lions, Sven Leuenberger, erinnert sich daran, dass Streit dank seiner Einstellung sportliche Tatsachen korrigierte: «Er hat als Erster gezeigt, dass Charakter reines Talent schlagen kann.» Streit sei schon in jungen Jahren total unnachgiebig und in seiner Konsequenz völlig unschweizerisch gewesen – dabei hätte er in der Schweiz ein «easy life» führen und ebenfalls gut verdienen können, so Leuenberger.

Doch Mark Streit, der das Eishockeyspielen auf dem gefrorenen Egelsee gelernt und im Sommer Strassenhockey gespielt hatte, wollte immer mehr. Und er erreichte mehr – viel mehr.

Nach dem fünfjährigen Gastspiel bei den ZSC Lions erhielt er im Herbst 2005 seine zweite Chance in Nordamerika – bei den Montreal Canadiens. Doch auf den Schweizer hatte auch dort niemand gewartet. Streit sah sich regelmässig zum Tribünergast degradiert – und wenn er eine Chance erhielt, dann oft als Stürmer und nicht in seiner bevorzugten Position als Verteidiger. Aber Streit nahm die Schwierigkeiten als Herausforderung an, reklamierte nicht, erledigte seine Arbeit topseriös und erkämpfte sich den Respekt der Fans und einen Stammplatz im Team. Im Sommer 2008 wurde er von den New York Islanders verpflichtet. Streit avancierte zum Dollarmillionär und (als helvetische Premiere) zum Captain eines NHL-Teams. 2009 wurde er als erster Schweizer für das Allstar-Spiel aufgeboten. Mit dem Transfer zu den Pittsburgh Penguins eröffnen sich nun noch bessere Perspektiven. Beim Stanley-Cup-Titelverteidiger besitzt Streit gute Aussichten, seine Karriere mit der grössten Trophäe der Sportwelt zu veredeln.

Unabhängig vom kurzfristigen Erfolg bewirkte Mark Streit im Schweizer Eishockey mehr als alle anderen Spieler seit der Erfindung des Kunsteises. Er trug seine Mentalität in die Schweiz zurück, zeigte, dass mit der nötigen Leidenschaft vieles möglich ist. Für Sean Simpson ist er eine Schlüsselfigur des Aufbruchs im hiesigen Eishockey: «Er hat den

Schweizern die Erfolgseinstellung vorgelebt – und demonstriert, dass mit eisernem Willen, Leadership und Talent fast jedes Hindernis zu überwinden ist. Er machte die Schweiz zu einem NHL-Land.»

Doch auch neben dem Eis und abseits des Kraftraums ist sich Streit treu geblieben – der freundliche Junge aus dem Schosshaldequartier: gradlinig, ehrlich, bescheiden. «Wir haben noch immer Kontakt und sehen uns spätestens im Sommer wieder – in der Gruppe lebt Mark auf und zeigt seine humorvolle Seite», erzählt Mathias Seger. Mittlerweile können sich die früheren Teamkollegen auch über Kindererziehung unterhalten. Denn Mark Streit ist auch am Wickeltisch im Forechecking gefordert. Seine Ehefrau Fabienne Kropf schenkte ihm Anfang Jahr eine Tochter. Sie heisst Victoria. Der Name passt perfekt. ○

«Dann spielt doch gegen Hawaii»

Von Klaus Zaugg — Die Geschichte der Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft ist von abenteuerlichen Hochs und Tiefs geprägt. Wir schildern die denkwürdigsten Ereignisse und die besten Anekdoten aus den letzten hundert Jahren.



Höchst populär: WM-Spiel der Schweiz gegen die USA, 1939 auf der Zürcher Dolder-Anlage.

Die Underground-Rockband des helvetischen Sports ist wieder *on tour*. Unsere Eishockey-Nationalmannschaft gastierte in den letzten Tagen in Freiburg, Biel, La Chaux-de-Fonds, Basel und Genf, nun reist sie zum finalen WM-Konzert nach Paris.

Vom Glanz und von der Medienpräsenz der Fussball-Nationalmannschaft kann die Auswahl unserer besten Hockeyspieler nur träumen. Die TV-Rechte an Länderspielen, im Fussball ein gutes Geschäft, haben im Hockey praktisch null Marktwert. Nur dank Verknüpfungen mit den Rechten an der nationalen Meisterschaft kann das staatstragende Fernsehen dazu ermuntert werden, einige dieser Länderspiele überhaupt live zu übertragen. Warum dieser Unterschied? Die nationale



Meisterschaft, die National League A, zählt zu den besten der Welt und erfreut sich höchster Zuschauerzahlen Europas. Also müsste doch die Nationalmannschaft das gleiche Publikumsinteresse wecken wie im Fussball. Tut sie aber nicht, und die Gründe dafür finden wir in der Geschichte.

Tief im letzten Jahrhundert war das Eishockey-Nationalteam populärer als die nationale Fussballauswahl. Der olympische Ruhm von 1928 und 1948 (Bronze) und mehrere Europameister-Titel und WM-Medaillen zwischen 1928 und 1953 überstrahlten die Heldentaten der Fussballer (Olympiafinal 1924, WM-Sieg über Grossdeutschland 1938) bei weitem. Aber dann beginnt der Sturz in die Bedeutungslosigkeit. Die Folgen wirken bis heute nach.

1951 verpasst die Mannschaft die Europameisterschaft bloss wegen der Tordifferenz, 1957 kann sie sich nicht für die WM qualifizieren. Später wird gar wegen Chancenlosigkeit darauf verzichtet. Fast dreissig Jahre lang versinkt das Schweizer Hockey, von einem kurzen Zwischenhoch 1971 abgesehen, in einer tiefen internationalen Depression. 1973 stürzen die Schweizer gar zum zweiten Mal in die C-WM ab, damals die tiefste Leistungsstufe. Auf das Niveau von Australien. Aus dieser Zeit stammt die legendäre *Blick*-Schlagzeile: «Dann spielt doch gegen Hawaii.»

Besondere Machokultur

Hockey wird als letzter wahrer Mannschaftssport verehrt. Eine ganz besondere Machokultur prägt dieses raue Spiel. Gross ist der Zusammenhalt, eine tiefe Kameradschaft verbindet die jungen Männer. Von den Medien kaum noch beachtet, werden die WM-Expeditionen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts zu Abenteuerreisen. Der Sport verkommt. Nach dem Abstieg in die WM-C-Gruppe poltert Nationaltrainer Stu Robertson 1973: «Die Schweizer sind Anfänger. Sie vergessen auf dem Eis alles, was man ihnen vorher sagt.» Eine Aussage, die für eine ganze Epoche steht. Im alles entscheidenden Spiel dieser missglückten WM hatte Torhüter Jürg Jäggi den aus der DDR stammenden Schiedsrichter vor laufenden TV-Kameras als Kommunisten beschimpft und ihm die Zunge herausgestreckt.

Diesen wilden Haufen zu disziplinieren, ist nicht einfach. Auf den Posten des Nationaltrainers verirrte sich gar mancher Glücksritter. Der Schwede Lasse Lilja treibt es auf die Spitze. 1981 hätte eigentlich sein weltberühmter Landsmann Arne Strömberg die Schweizer als Berater an die B-WM nach Ortisei begleiten sollen. Der wilde Lasse will sich nicht bevormunden lassen. Auf der Fahrt mit dem Mannschaftsbus ins Südtirol lässt er nach einem Kaffeehalt vorzeitig abfahren. Strömberg bleibt alleine zurück.

Erst unter dem Verbandspräsidium von René Fasel beruhigen sich die Verhältnisse im Laufe der achtziger Jahre. Er erkennt den Nutzen des internationalen Spielverkehrs für seine Funktionärskarriere. Im Dezember 1986 holt er die Sowjets zum Länderspiel in die Schweiz. Vor dem Abschlussbankett im «Bären» in Ostermündigen übt er mit dem sprachkundigen tschechischen Chronisten Bohumil

Cervenka in einer Schnellbleiche eine Begrüssungsrede in Russisch ein. Es ist der Anfang einer grandiosen Karriere. Die Russen erliegen dem Charme des schlaun Zahnarztes. Mit ihrer Hilfe gelangt Fasel 1994 an die Spitze der Internationalen Eishockey-Föderation und ins IOC. Dort sitzt er heute noch.

Aber nach wie vor ist die Nationalmannschaft bei den Spielern nicht sonderlich beliebt und erhöht, anders als im Fussball, ihren Marktwert kaum. Viel Zeit muss der Nationaltrainer aufwenden, um die Spieler zum Mitmachen zu überreden. Noch in den neunziger Jahren sind Abmeldungen wegen angeblicher Verletzungen üblich. Auch Zugs André Künzi gibt einmal Nationaltrainer Simon Schenk wegen einer Zerrung einen Korb. Aber nicht der Spieler hat sich eine Zerrung zugezogen. Sondern sein Hund, und weil er mit dem Hund zum Tierarzt muss, kann er logischerweise nicht für das Nationalteam spielen.

Erst nach der Jahrhundertwende bessern sich die Verhältnisse. Denn nun bekommen auch Schweizer in der nordamerikanischen National Hockey League (NHL) Millionenverträge und können sich mit guten Leistungen in der Nationalmannschaft für die beste Liga der Welt empfehlen. Doch trotz der Professionalisierung ist die Lust am Rock'n'Roll, an nächtlichen Ausflügen, an Aufmüpfigkeit geblieben. Nach der WM 1997 im polnischen Ka-

twice hatten erboste Funktionäre noch eine lebenslange Nationalmannschaftssperre für Reto von Arx gefordert; es gelingt aber, die Eskapaden vor der Öffentlichkeit geheimzuhalten. 2002 ist während der Olympischen Spiele dann nicht einmal der charismatische Ralph Krueger in der Lage, seine Herde zusammenzuhalten. Ausgerechnet aus Salt Lake City, der Stadt der Mormonen, wird Reto von Arx, zusammen mit Marcel Jenni, wegen angeblicher Nachtschwärmerei medienwirksam vorzeitig nach Hause geschickt. Ein Beweis kann nie erbracht werden. Torhüter Martin Gerber, der Zimmergenosse im olympischen Dorf, sagte bei der Befragung: «Als ich mich schlafen legte, war er noch da. Als ich am Morgen erwachte, war er auch da.» Der Vorfall hat Fol-

Aber nicht der Spieler hat sich eine Zerrung zugezogen, sondern sein Hund.

gen: Von Arx, der beste Schweizer Spieler seiner Zeit, kehrt der Nationalmannschaft den Rücken – mit ihm hätten die Schweizer vielleicht schon vor 2013 wieder eine Medaille geholt. Unzählige Canossagänge hinauf nach Davos helfen nicht.

Wildes Treiben ist heute, in den Zeiten der sozialen Medien und der allgegenwärtigen

Linsen der Smartphones, nicht mehr so leicht möglich. Mit gezähmter Wildheit stürmen die Schweizer 2013 zum ersten Mal in ihrer Geschichte in den WM-Final – und haben die Rock-n'Roll-Kultur dennoch im Herzen bewahrt. Auch die Silberhelden sind freche Jungs. Beim Rückflug aus Stockholm erheben sie sich kurz vor Kloten von ihren Sitzen und singen während der Landung aus voller Kehle die Nationalhymne – vergeblich und verzweifelt hatte die Besatzung versucht, die Anschnallpflicht durchzusetzen. Alle haben die Landung unversehrt überstanden.

Dieser silberne Ruhm, errungen unter Sean Simpson, ist verblasst. Der Kanadier ist schon 2014 dem Ruf des Geldes nach Russland gefolgt und nach einem Umweg über Kloten in Deutschland gestrandet. Inzwischen hat sich Verbandsmanager Florian Kohler an die Geschichte erinnert. 1986 hat die Rückkehr zu internationaler Anerkennung unter Simon Schenk begonnen, einst rebellischer Leitwolf des Langnauer Meisterteams. Seit Herbst 2015 führt mit Patrick Fischer erstmals seit Simon Schenk wieder ein Schweizer die Nationalmannschaft. Er ist vom Rebellen, vom Rock'n'Roller, zum smarten, charismatischen Kommunikator gereift. Einer wie er müsste eigentlich unsere Hockey-Underground-Rockband wieder zum «Schrummen» bringen. ○



umwelt arena schweiz

Ihre Bühne für Führungen, Seminare und Events



Die nachhaltigste Eventlocation der Welt live erleben!

- Spektakuläre Architektur
- CO₂-neutrale Events
- Zentrale Lage
ÖV-Anbindung, Parkhaus mit 500 Parkplätzen inkl. Ladestation
- Arena für bis zu 4000 Personen
- Konferenzsaal für bis zu 325 Personen
- 6 Seminarräume für 20 bis 80 Personen
Halbtages- und Tages-Seminar-Packages
- Nachhaltige Kulinarik
- Interaktives Rahmenprogramm
mit In- / Outdoor Parcours für Testfahrten mit E-Mobilen
- Diverse Führungen
z.B. «Das erste energieautarke Mehrfamilienhaus der Welt» oder «Unsere Energiezukunft»

Auskünfte und Buchung

Umwelt Arena AG

Türliackerstrasse 4, 8957 Spreitenbach
Telefon +41 56 418 13 13
events@umweltarena.ch
www.umweltarena.ch
f www.facebook.com/umweltarena

Patronat: Kanton Aargau. Mit Unterstützung der W. Schmid Projekte AG.
Hauptpartner:





Züge von Queen Elizabeth II: Prinzessin Charlotte, 2.



Ikone der Woche

Kleine Königin

Von Claudia Schumacher

Von Anfang an hatte sie etwas Staatstragendes im Blick, schon auf Bildern, die sie nur wenige Monate nach der Geburt zeigten. So normal die kleine Charlotte mit dem schimmernden Haar hier auch inszeniert wird – in einer Scheune sitzend, Heu im Rücken, etwas Buntes zum Spielen in der Hand –, so aussergewöhnlich ist sie doch. Nicht einmal in erster Linie wegen des skeptischen Gesichtsausdrucks, welcher sie ungewöhnlich wach und intelligent wirken lässt. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal fällt erst bei näherem Hinsehen auf: Die Hübsche trägt die Züge von Queen Elizabeth II, der britischen Königin.

Geschützte Kindheit

Prinzessin Charlotte, Tochter von Prinz William und Herzogin Kate, ist am 2. Mai zwei Jahre alt geworden. Das Bild zeigt die Kleine auf dem Anwesen Anmer Hall in Norfolk, wo die Familie lebt. Die private Inszenierung des Mädchens ist nicht ungewöhnlich. Als Fotografin des neuen Bildes, welches das Königshaus anlässlich ihres Geburtstages veröffentlichte, wird sogar Mutter Kate angegeben; wie auch schon beim Foto zu Charlottes erstem Geburtstag. Die Zeiten, in denen der Adel seine kleinen Söhne wie Miniaturerwachsene mit Speer (Krieger!) oder Zirkel (Strategel) und seine Töchter bereits im Kleinkindalter mit geschnürter Taille und Blumenkörbchen (Schönheit!) in Szene setzte, sind schon seit ein paar hundert Jahren vorbei. Bereits von der *Queen Mother* gab es privat anmutende Babybilder. Es scheint eine neuere Tradition, königliche Kinder nahbar und unhöfisch zu zeigen, wie die Bilder anderer kleiner Royals der jüngeren Geschichte nahelegen. Womöglich als Trost dafür, dass sie stark von der Öffentlichkeit abgeschirmt werden. Eine Prinzessin zum Anfassen – aber nur etwa einmal im Jahr.

Praktisch jede Zeitung der Welt veröffentlichte Charlottes Bild. So viel Aufmerksamkeit für so wenig? Wirklich schlecht kann es um die Zukunft der britischen Monarchie nicht bestellt sein – auch wenn viele bangen, wie es nach dem Tod der Königin weitergeht. Charlotte ist auf Platz vier der Thronfolge, vor ihr kommen Opa Charles, Vater William und ihr dreijähriger Bruder George. Zumindest optisch wäre Charlotte die naheliegendste Erbin der Königin. Passend dazu hat die Oma die strenge Hierarchie bereits etwas gelockert: Charlotte ist der erste Spross des Königshauses, der – obwohl zweitgeboren – von Geburt an als «Royal Highness» angedredet werden muss.



Die Bibel

Der Messias-Effekt

Von Peter Ruch

Wenn dann einer zu euch sagt: Da ist der Messias oder dort, so glaubt es nicht. Denn es wird mancher falsche Messias und mancher falsche Prophet aufstehen, und sie werden grosse Zeichen und Wunder tun, um wenn möglich sogar die Erwählten in die Irre zu führen (Mt 24, 23 f.).

Beginnen wir auf der sicheren Seite: Die Bibelverse sagen, falsche Messiasse und falsche Propheten können vorkommen und Menschen können auf sie hereinfliegen. Im Urtext steht griechisch «Christus» für das hebräische «Messias». Beides heisst «Gesalbter». Schon bei den Hethitern vermittelte die Salbung mit kostbaren Ölen die Fähigkeit, zu herrschen. Auch im Alten Testament wird der König durch Salbung inthronisiert. Nach dem Zerfall des Reichs Israel wurde der Messias zum Inbegriff des idealen Herrschers, der dereinst erscheinen und alles wieder herstellen wird. Die Christenheit ihrerseits sieht in Jesus Christus die messianischen Erwartungen erfüllt.

Die Sehnsucht nach dem idealen Herrscher wohnt in vielen Herzen. Deshalb werden in der Misere Kandidaten zu Heilsbringern veredelt. Beispielsweise Emmanuel Macron. Das Land ist seit 1981, als Mitterrand ins Elysée einzog, kontinuierlich auf Abstiegskurs. Fast die Hälfte der Stimmenden wählte radikale Kandidaten. Macrons Anhänger und viele Medien können den Messias-Effekt ungeniert bewirtschaften.

Obwohl Macron als ehemaliger Wirtschaftsminister an der Misere mitschuldig ist, glitzert er als «Reformer»: Senkung der Staatsquote von 56 auf 53 Prozent, Festhalten an der 35-Stunden-Woche und am Renteneintrittsalter 62, ein Ausgabenprogramm über fünfzig Milliarden Euro, Stärkung der EU-Zentrale. Mit all dem wird sich der Niedergang Frankreichs fortsetzen. Im alten Schrott und Trott. Macron ist kein Erlöser. Seine Vorzüge erschöpfen sich darin, dass die Gegenkandidatin noch untauglicher ist. Wer vom wahren göttlichen Messias etwas weiss, gewinnt das Augenmass, um Pseudo-Messiasse zu erkennen. Ich erwarte von Macron wenig und freue mich, wenn er die Erwartungen übertrifft.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Humor

Heitere Häme

Noch beliebter als «Die Bachelorette» im Schweizer Privatfernsehen ist nur deren Veräppelung durch Stefan Büsser. Der Komiker trifft den Nerv der Generation Internet. Von Rico Bandle und Gabi Vogt (Bild)

Das Leben ist manchmal ungerecht. Da dreht ein Fernsehsender mit enormem Aufwand in Thailand und Dubai ein Unterhaltungsformat und erreicht damit wöchentlich beachtliche 200 000 Zuschauer. Doch einer, der zu Hause am Schreibtisch die Sendung mit einfachsten Mitteln satirisch zusammenfasst, findet ein viel grösseres Publikum: Komiker Stefan Büsser. Sein «Best of Bachelorette»-Video von letzter Woche verzeichnete auf Facebook 360 000 Zugriffe, auf Youtube 100 000 und auf Instagram 40 000 – ein Mehrfaches der Originalsendung auf 3plus. Der Komiker macht sich mit bissigen Kommentaren über die absurden Balzversuche öffentlichkeitgieriger Nobodys lustig, was oft zum Schreien komisch ist.

Der 32-jährige Zürcher gehört zu den wenigen Social-Media-Stars der Schweiz, die aus ihrer Internetpopularität auch ordentlichen Gewinn schlagen. Allerdings funktioniert dies nur indirekt. Obschon er mit seinen Videos höhere Einschaltquoten erzielt als viele traditionelle Medien, versucht er gar nicht erst, an die krümeligen Werbegelder im Internet heranzukommen. Aber er weiss seinen Social-Media-Erfolg im realen Leben zu nutzen.

Mehr Follower als Jesus

Wer sein abendfüllendes Solo-Comedy-Programm sehen will, muss sich die Karten Wochen im Voraus sichern. Büsser füllt nicht nur jede Comedy-Bühne der deutschsprachigen Schweiz, er schafft auch etwas, was jeden Theaterdirektor staunen lässt: Sein Publikum ist jung, sehr jung. Die Generation Internet, aufgewachsen mit dem Anspruch, dass Unterhaltung gratis zu sein hat, bezahlt tatsächlich Geld, um «Büssi» live zu sehen. So auch letzte Woche im Berner Theater am Käfigturm: Eine junge Menge drängte sich in das muffige Kellertheater. Alle 350 Plätze waren besetzt, Durchschnittsalter des Publikums: geschätzte 25 Jahre. «Jesus hatte zwölf Follower, ich allein auf Instagram 64 000», lautet denn auch einer seiner Gags.

Wer Zugang zu einer Generation hat, die sich von herkömmlichen Medien abgewandt hat, ist natürlich begehrt. Lange Zeit war Stefan Büsser eine der wichtigsten Stimmen von Radio Energy in Zürich. Letztes Jahr warb ihn SRF 3 ab. Mit «Büsser am Mittag» erhielt er die erste SRF-3-Sendung, die nach dem Moderator benannt ist. Büsser ist zum Aushängeschild des öffentlichen Radiosenders geworden, der mit einer Comedy-Offensive die private Konkurrenz aushebeln will. Die stark ausgebaute

SRF-3-Comedy-Abteilung, geleitet von Ex-«Giacobbo/Müller»-Autor Domenico Blass, umfasst neben Büsser weitere grosse Namen wie Gabriel Vetter, Fabian Unteregger und das Duo Oropax.

Mit Paris Hilton in Gstaad

Ich treffe Stefan Büsser in einem Café nahe des Berner Bahnhofs. Um es vorzuschicken: Wir kennen uns schon lange. Als ich nach dem Studium beim *Blick* meine erste Anstellung als Journalist hatte, war Stefan Büsser KV-Lehrling beim Ringier-Verlag: ein schlaksiger, fröhlicher Junge, der redselig und mit genügend Selbstbewusstsein ausgestattet, durch die Redaktionsräume schwirrte. Bald schaffte er es zu Ruhm: Als Praktikant «Blick-Büsser» spürte er Prominente auf, einmal umarmte er in einer Disco in Gstaad um vier Uhr morgens Paris Hilton, in München überraschte er Lothar Matthäus – die Selfies erschienen gross im Blatt. Einfach losgehen, einfach machen – das scheint sein Motto zu sein.

Mit seiner unbekümmerten Herangehensweise stiess er immer wieder auf Leute, die seine Karriere prägen sollten. Moderator Roman Kilchsperger, den er immer schon als sein Idol bezeichnet hatte, wurde sein Mentor und Freund. Den damals noch gänzlich unbekanntem Medizinstudenten Fabian Unteregger holte Büsser in seine erste Radiosendung beim Winterthurer Lokalsender Top, «weil ich gehört hatte, dass er den Mörgeli so lustig nachmachen kann». Fernsehkomiker Viktor Giacobbo hörte die Sendung – und engagierte Unteregger gleich für «Giacobbo/Müller». Noch immer treten Büsser und Unteregger ab und an zusammen auf, unter anderem für die SRF-3-Show «Unterbüsser», die demnächst wieder im Casinotheater Winterthur aufgezichnet wird.

Vor sechs Jahren – wir hatten beide den *Blick* längst verlassen und uns aus den Augen verloren – lud mich Büsser zur Premiere seines ersten Comedy-Programms ein. Nicht etwa in einem kleinen Kellertheater, nein, gleich auf der grossen Bühne des Zürcher «Kaufleuten» gab er sein Debüt – ein argloser Übermut, der Büsser ausmacht. Der Saal war voll, unter den Gästen fanden sich zahlreiche prominente Gesichter, die der Jungkomiker eingeladen hatte. An den Abend wird er allerdings nicht gerne erinnert. «Ich würde so etwas nie mehr machen», sagt er. Er sei noch immer peinlich berührt. Dermassen schlimm, wie er es darstellt,



Einfach losgehen, einfach machen: Komiker Büscher, 32.

war es doch nicht: Klar, der Rahmen war für den Newcomer zwei bis drei Nummern zu gross, viele Pointen waren noch unausgegrenzt. Doch alles andere wäre auch eigenartig gewesen. Selbst gestandene Profis machen vor der Premiere einige Probeläufe vor Testpublikum. Büscher verzichtete darauf. «Ich bin ja froh, dass du und die anderen Journalisten einfach höflich darüber hinweggesehen habt», sagt er lachend.

Die Ochsentour holte er nach: Er bereiste die Kleintheater des Landes, oft spielte er vor nur zwanzig oder dreissig Zuschauern. Es ist eine harte, aber effektive Schule: Mit jedem Auftritt wurde er besser, routinierter, lernte er, das Publikum besser zu erfassen. Der deutsche Komiker Oliver Pocher und Rapper Bligg nahmen ihn in ihr Vorprogramm auf. Da konnte er eine Kurzversion seines Programms vor grossem Publikum zeigen. Heute ist für ihn selbst die Moderation von grossen TV-Shows wie den Swiss Music Awards kein Problem mehr.

Eigentlich müsste er tot sein

Es sind nicht nur die Routine und die sensationell erfolgreichen «Bachelor»- und «Bachelorette»-Videos, die Büscher zu einer der populärsten Figuren in der Unterhaltungsbranche gemacht haben. Hinzu kommt bei ihm etwas,

Büscher ist ein Schwerarbeiter, der die Arbeit aber nicht als solche empfindet.

wofür er nichts kann: Seit Geburt leidet er an zystischer Fibrose, einer tödlichen Lungenerkrankung. Ein Komiker, der längst tot sein sollte, aber die Nation unermüdlich zum Lachen bringt – das ist eine hollywoodreife Story. Büscher erzählte bei Fernseh-Talker Kurt Aeschbacher von seinem Leben mit der Krankheit, die Boulevardmedien nahmen die Geschichte dankbar auf. Auch sein gegenwärtiges Bühnenprogramm handelt von seinen zahlreichen Spitalaufenthalten.

Im Alltag ist ihm von der Krankheit nichts anzusehen. Er müsse jeden Tag eine Stunde lang inhalieren, sagt er. Büscher ist ein Schwerarbeiter, der die Arbeit aber nicht als solche empfindet. Mit spitzbübischem Lächeln verbreitet er Heiterkeit auf allen Kanälen: viermal die Woche mittags auf SRF 3, abends bei Vorstellungen oder anderen Veranstaltungen, dazu kommen die Social-Media-Kanäle. Es sei ihm wichtig, auch die Jugendlichen auf Snapchat und ähnlichen Plattformen zu erreichen. «Ich bin mit Marco Rima und Peach Weber aufgewachsen, über die werde ich ein Leben lang lachen. Deshalb ist es so wichtig, auch die ganz Jungen anzusprechen.»

Dass ihm dies gelingt, macht ihn für SRF 3 so interessant. Mit der Comedy-Offensive (in-

Paarung

Witzfigur Mann

«Bachelorette» ist ein Zoo archaischer Mannsbilder. Südländische Secondos sind hier den Schweizern weit überlegen.



Balzende Selbstdarsteller: Kandidat Erhat.

Ein muskelbepackter Südländer schreit auf eine ihm unbekannte Frau zu, reisst mit beiden Händen sein T-Shirt nach unten und streckt ihr seine volltätowierte Brust entgegen. «Wow», sagt die Frau, legt ihm die Hand auf den Körper und fühlt seinen Herzschlag. Ein Balzverhalten wie aus einem billigen Steinzeitfilm – aber es funktioniert. Eli, die in der Sendung von 21 Männern umschwärmt wird, überreicht Ferhat am Ende eine Rose. Das heisst: Er ist eine Runde weiter.

Ferhat, türkischstämmiger Detailhandelsangestellter aus dem Kanton St. Gallen, fällt mit seiner Art nicht einmal besonders auf. Um Eli und die Fernsehzuschauer zu beeindrucken, plustern sich die Männer auf, präsentieren ihre durchtrainierten Körper, prahlen mit Heldentaten, machen sich zum Affen. «Das Beängstigende ist», witzelt Komiker Stefan Büsser, der die Sendung schon lange verfolgt, «diese Leute gibt es tatsächlich, die sind unter uns.»

Dabei ist die Sendung ein Abbild der Vorgänge auf jedem Oberstufenpausenplatz. Ausser, dass es hier um erwachsene Menschen geht. Man sieht sofort, wer bei den schönen Frauen eine Chance hat, wer nicht. Die Kandidaten mit Schweizer oder deutschem Ursprung sind Briefmarken-

händler, Energietherapeut oder Veganer – und verhalten sich auch so. Die südländischen Secondos hingegen geben als Beruf Fitness-Coach, Fashion-Berater oder Personal Trainer an. Wem Eli den Vorzug gibt, ist keine Frage. Die Männer, die sie in den ersten zwei Folgen nach Hause geschickt hat, heissen denn auch Adrian, Matthias, Remo oder Noël. Jene, die bleiben dürfen, Babak, Ferhat, Josue, Nunzio oder Vasco.

Am meisten Erfolg hat die Sendung gemäss 3 plus bei jungen Frauen zwischen 15 und 24 Jahren. Bei dieser Gruppe erreicht «Bachelorette» einen Marktanteil von über 50 Prozent. Natürlich, weil balzende Selbstdarsteller Witzfiguren mit grossem Unterhaltungswert sind. Vielleicht aber auch, weil viele Frauen insgeheim halt doch Gefallen finden an einem Verhalten, von dem jede Gleichstellungsbeauftragte Hautausschläge bekommt. Was wiederum die Werbewirtschaft auf den Plan ruft: Auf der 3-plus-Website, wo die Sendung zur Nachschau angeboten wird, buhlt eine Klinik für plastische Chirurgie mit einer grossbusigen Frau um Kundschaft. *Rico Bandle*

«Die Bachelorette»: Montag, 20.15 Uhr, 3 plus.

klusive Bewegtbild im Internet) will man jenes junge Publikum zurückholen, das kein lineares Radio mehr hört. Abgesehen von der Frage, ob Volksbespassung mit lustigen Internetfilmchen tatsächlich zum Service-public-Auftrag gehört: Der Sender setzt die Strategie hervorragend und mit den besten Leuten um. Mehrere hunderttausend Leute sehen am Ende jedes «Bachelorette»-Veräppelungsvideos das SRF-Logo: Allein schon dafür hat sich für den Sender das Engagement Büssers gelohnt.

Lob der Schadenfreude

Büssers «Bachelor/-ette»-Zusammenfassungen leben von Häme und Schadenfreude. «Jeder kann den Bachelor machen: die Intelligenzen an der Uni, die Minderbemittelten am Fernsehen.» Auch in seinem Bühnenprogramm nimmt er gerne Prominente auf die Schippe, vorzugsweise Ex-Missen. «Ich passe auf, nur Leute dranzunehmen, die damit umgehen können», sagt er. Viele seiner Opfer kämen irgendwann zu ihm und sagten, sie hätten auch lachen müssen. «Mich selbst nehme ich nicht aus: Ich gehöre selbst zu jenen Prominenten, über die ich mich gerne lustig mache.»

Nach dieser «Bachelorette»-Staffel wird Stefan Büsser mit seinen «Best of»-Videos aufhören. Man kann es als fahrlässig bezeichnen, ein Format aufzugeben, das dermassen viele Leute begeistert. Büsser hat aber einfach genug: «Ich kann schon genau sagen, was in dieser Staffel noch alles passiert.» Er habe jede Situation schon einmal kommentiert. «Es ist für mich schlicht nicht mehr interessant ge-

Auf der Bühne nimmt er gerne Prominente auf die Schippe, vorzugsweise Ex-Missen.

nug.» Auch sein Bühnenprogramm «Au(r)a» läuft in diesem Monat nach drei Jahren aus, obschon jede Vorstellung ausverkauft ist.

Das Gute daran: Es wird etwas Neues kommen. Ein Internetformat hat er zwar noch keines in Planung, im September feiert er aber mit seinem Programm «Masterarbeit» Premiere, der Ankündigung nach eine Aufarbeitung seiner vielen ««Bachelor»-Arbeiten». Büsser wird weiter Gas geben. Solange es die Gesundheit zulässt.

Nächste Auftritte mit Au(r)a: 16. Mai (Pfalzkeller, St. Gallen), 18. Mai (Tabouretli, Basel), 23. Mai (Kaufleuten, Zürich). Sämtliche Vorstellungen sind ausverkauft.

Finale Eurovision Song Contest 2017 mit den satirischen Kommentaren von Stefan Büsser und Micky Beisenherz (Autor «Dschungelcamp», «Heute-Show»): 13. Mai, 21 Uhr, auf dem zweiten Tonkanal von Fernsehen SRF 1 und im Radio SRF 3



Venezianische Odyssee im KKL Luzern

Rondò Veneziano

Mit der Verbindung von klassischer Musik und Poppigen-Elementen hat Rondò Veneziano vor mehr als dreissig Jahren Musikgeschichte geschrieben. Erleben Sie das weltberühmte italienische Ensemble live im Kultur- und Kongresszentrum Luzern!

Gian Piero Reverberi ist der Maestro von Rondò Veneziano. Reverberi wurde 1939 in Genua geboren, genoss schon als Kind klassischen Klavierunterricht und absolvierte später das Musikstudium am Konservatorium Nicolò Paganini. Aus Liebe zum venezianischen Barock gründete er 1979 sein eigenes Orchester. Mit eingängigen Kompositionen wollte er die Musik des 18. Jahrhunderts sowie Motive der italienischen Folklore einem breiteren Publikum zugänglich machen.

Das ursprünglich als Kammerorchester konzipierte klassische Ensemble ergänzte Reverberi um E-Bass und Schlagzeug. So entstand der typische Stil von Rondò Veneziano,

der eine weltweite Welle der Begeisterung auslöste. Werke wie «La Serenissima» oder «Odisea Veneziana» stürmten die Charts, in zahlreichen Ländern erreichten die 28 Alben Gold- und Platinstatus – insgesamt 25 Millionen Tonträger wurden bisher verkauft.

Auf der ganzen Welt tritt das gefeierte Orchester unter der Leitung seines Gründers, Komponisten und Pianisten Gian Piero Reverberi in namhaften Theater- und Konzertsälen auf. Die neun Solisten, gewandet in authentische Kostüme und Perücke des 18. Jahrhunderts, werden begleitet von zwanzig Musikern in schwarzer Abendgarderobe – ein grossartiges Klangerlebnis, das Sie nicht verpassen sollten!

Platin-Club-Spezialangebot

«Odisea Veneziana»
Live-Konzert von Rondò Veneziano

Datum:
Sonntag, 11. Juni 2017, 18.30 Uhr

Veranstaltungsort:
KKL Luzern, Konzertsaal

Preise:

- Kat. I Fr. 118.– (statt Fr. 138.–)
- Kat. II Fr. 109.– (statt Fr. 128.–)
- Kat. III Fr. 101.– (statt Fr. 118.–)
- Kat. IV Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)

Buchung:
Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder online mit dem Promotionscode «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:
Gültiges Abonnement der Weltwoche.
Das Angebot ist nicht kumulierbar. Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80

Veranstalter:
Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Der Holocaust, ein europäisches Projekt

Das neue Buch des Historikers Götz Aly birgt Zündstoff: Die «Endlösung der Judenfrage» hatte viele willige Helfer in den von den Nazis besetzten Ländern.

Von Henryk M. Broder

Dieses Buch ist eine Zumutung. 450 Seiten geballte Gewalt. Massenmord, Raub, Vergewaltigung, Vertreibung, Entrechtung, ein Pandämonium böser Taten. Dabei geht es nur um einen kurzen Moment der Geschichte, die Zeit von 1880 bis 1945, in Europa, vor allem in Deutschland und den angrenzenden Ländern. Es geht darum, wie es zur «Endlösung der Judenfrage» kommen konnte, einen europäischen Joint Venture, das schon in Ansätzen zu erkennen war, bevor die Nazis es zum Programm erhoben.

Der deutsche Historiker Götz Aly beschäftigt sich seit Jahren mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust, und auch sein neues Buch «Europa gegen die Juden» macht keine gute Laune. Obwohl klar und verständlich geschrieben, ist es eine anstrengende Lektüre. Ein Blutbad reiht sich an das andere, und am Ende steht die Erkenntnis, dass die Judenjagd vor allem eines war: ein beliebtes und lohnendes Geschäft für alle Beteiligten, mit Ausnahme der Juden.

Die Mutter aller Fragen

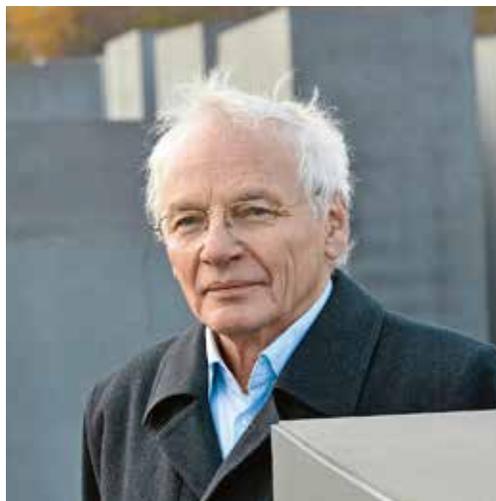
Nun gibt es kaum ein Thema, das so gründlich, so umfassend und so vergeblich erforscht wurde wie der Antisemitismus in all seinen Facetten. Die Experten unterscheiden zwischen dem religiösen und dem rassistischen Judenhass, dem der gebildeten Stände und dem der «dummen Kerle», dem primären und dem sekundären, dem reaktionären und dem progressiven, dem Antisemitismus vor und nach Auschwitz, dem eliminatorischen und dem aus der Enttäuschung darüber entstandenen, dass die Juden nicht zum Christentum übertreten wollten.

Es dauerte fünfhundert Jahre, bis Martin Luther offiziell als Antisemit anerkannt wurde; bei Karl Marx, dem Erfinder des wissenschaftlichen Sozialismus, sind sich die Fachleute noch nicht einig, obwohl seine 1843 erschienene Schrift «Zur Judenfrage» denselben Geist ausströmt wie Luthers Pamphlet «Von den Juden und ihren Lügen» aus dem Jahre 1543.

Aus der Schwierigkeit, Antisemitismus sowohl allgemein wie konkret zu definieren, ist die Bezeichnung «gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit» entstanden, ein Terminus, dem bis jetzt die Ehre verweigert wurde, zum «Unwort des Jahres» erklärt zu werden. Die aktuelle Debatte kreist um die Frage, wie viel Antisemitismus im Antizionismus steckt und ob die Muslime «die Juden von heute» sind.



Kleinster gemeinsamer Nenner: Antisemitismus in Budapest, 1944.



Eine Art Gerechtigkeit: Autor Götz Aly.

Götz Aly macht um solche Überlegungen einen Bogen. Er fragt: «Wie und warum und in welchen unterschiedlichen Formen nahm der Antisemitismus in Europa seit 1880 in einer Weise zu, die es den deutschen Verfolgern und Mördern am Ende ermöglichte, in fast allen besetzten und verbündeten Ländern Unterstützung für ihr Projekt «Endlösung» zu finden?»

Das ist, wenn man den Antisemitismus nicht auf eine deutsche Marotte reduziert, in der Tat die Mutter aller Fragen, die in den Kulissen der

Geschichte darauf wartet, dass sich jemand ihrer annimmt. Alys Antwort: «Ohne die vielen arbeitsteilig helfenden Verwaltungsbeamten, Polizisten, Politiker und Tausenden einheimischen Mordgesellen in manchen Staaten hätte sich das monströse Projekt nicht mit der atemberaubenden Geschwindigkeit verwirklichen lassen.» Der Holocaust könne nicht begriffen werden, «wenn man nur die deutschen Kommandozentralen im Blick hat».

Aly richtet den Blick also auf die Aussenposten in den von den Nazis besetzten oder mit ihnen verbündeten Staaten, nach Polen, Frankreich, Rumänien, Ungarn, Italien, Bulgarien, Griechenland, Österreich, Belgien, auf das Baltikum oder die Ukraine. In jedem Land war die Situation anders, aber allen war gemeinsam, dass die von den Nazis verfügte Ausgrenzung der Juden für die «Gastvölker» eine glückliche Fügung war: «Millionen Europäer hatten das Verschwinden der Juden gewünscht, zu den Deportationen geschwiegen und von den Hinterlassenschaften der Ermordeten profitiert.»

Das Eigentum der Juden wurde vergesellschaftet, mal mehr, mal weniger geregelt. Aly zitiert aus teilweise unbekanntenen Quellen, in denen der Vorgang der Aneignung so sachlich beschrieben wird wie das Ergebnis einer Tombola. Die deutschen Besatzer hatten den

Besetzten nicht nur die Freiheit genommen, sondern sie auch von Scham und schlechtem Gewissen befreit. Mit einigen wenigen Ausnahmen: «In Dänemark, Brüssel, Athen und Teilen Italiens», schreibt Aly, fehlte es «an lokaler Unterstützung, die Juden zu verhaften und in sogenannte Durchgangslager zu sperren.»

Sie geben uns das gute Gewissen zurück

Aber überall dort, «wo die einheimische Bevölkerung und die örtlichen Sicherheitsdienste mitwirkten», war das Schicksal der Juden besiegelt. Wobei die Nazis keine allzu grosse Überzeugungsarbeit leisten mussten. Das hatten bereits «rumänische, polnische, ungarische, griechische und auch französische Politiker» in der Zwischenkriegszeit getan, die ihre Länder «entjuden» wollten. Wobei sie nicht an Ausrottung, sondern an Auswanderung in irgendein Land oder auf eine Insel dachten, ein Unterschied, der mit dem Siegeszug der Nazis an Bedeutung verlor.

Götz Alys Arbeit über den Vorlauf zum Holocaust sollte nicht als Versuch der Umschuldung missverstanden werden. Es geht ihm nicht darum, die Nazis zu entlasten, es soll nur nicht vergessen werden, dass die «Endlösung der Judenfrage» ein europäisches Projekt war, bei dem Freund und Feind zusammenwirkten, über alle territorialen Grenzen und kulturellen Differenzen hinweg. Das war der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich Besatzer und Besetzte, Akteure und Kollaborateure verständigen konnten.

Dass Alys Buch zu einem Zeitpunkt erscheint, da Europa von einer Flüchtlingskrise heimgesucht wird, gehört zu den Pointen der Geschichte, die nicht ganz so zufällig sind, wie sie auf den ersten Blick scheinen. Möglicherweise gibt es eine Art Gerechtigkeit, die eine Weile braucht, um sich zu entfalten. Die Flüchtlinge, die jetzt nach Europa strömen, könnten eine Wunde heilen, unter der die Deutschen lange gelitten haben. Die Vertreter der Willkommenskultur weisen immer wieder darauf hin, wozu uns unsere Geschichte verpflichtet und dass wir nicht noch einmal versagen dürfen. Eine solche Gelegenheit, die an den Juden begangenen Verbrechen an den Flüchtlingen wiedergutzumachen, darf man nicht verpassen.

So gesehen, könnte es sein, dass wir die Flüchtlinge mehr brauchen als sie uns. Wir geben ihnen Obdach, und sie geben uns unser gutes Gewissen zurück.



Götz Alys:
Europa gegen die Juden – 1880 bis 1945.
S. Fischer. 432 S., Fr. 37.90

Literatur

Linkes Liebespaar

Der französische Polit-Philosoph André Gorz schied mit seiner Frau vor zehn Jahren aus dem Leben. Er hat ihr ein schriftliches Vermächtnis hinterlassen, das ans Herz geht – «Brief an D.». Von Rolf Hürzeler



Unsichtbares Band: Gorz, Gattin Dorine.

Das ist eine Liebeserklärung im Alter, die sich nicht viele gönnen. «Du hast mir Dein ganzes Leben und alles, was Du bist, geschenkt.» Diese Worte schrieb der österreichisch-französische Polit-Aktivist und Philosoph André Gorz (1923–2007) vor zehn Jahren an seine Frau Dorine. Sie war mit 83 Jahren schwer erkrankt, und er konnte sich ein Leben ohne sie nicht vorstellen. Die beiden beschlossen, im Herbst 2007 ihrem Leben gemeinsam ein Ende zu setzen. Der Rotpunktverlag hat nun den kleinen Band «Brief an D.» von Gorz an seine Frau neu aufgelegt.

Im Schweizer Internat

Der kleine Band ist gleichzeitig das politische Manifest eines Mannes, der sein Privatleben nie von seinen politischen Überzeugungen zu trennen vermochte. Der unorthodoxe Linke Gorz wurde zu einer Identifikationsfigur der 68er Bewegung. Er schrieb zahlreiche Bücher, in denen er die westliche Wohlstandsgesellschaft kritisierte. Sein Werk «Wege ins Paradies» aus dem Jahr 1984 war eine Analyse der ökonomischen Krise der späten Nachkriegszeit und wurde zu einem Kultbuch der Gesellschaftskritiker. Gorz' Thesen prägten später die politische Auseinandersetzung der Sozialdemokratie ebenso wie der Grünen. Er lieferte einer Linken Argumente, die den Kapitalis-

mus grundsätzlich in Frage stellte. Gleichzeitig jedoch unter dem Versagen des realen Sozialismus in der Sowjetunion litt.

Die wichtigste Konstante im Leben von Gorz war die Beziehung zu seiner Frau Dorine Keir, einer gebürtigen Engländerin, die er im Exil in der Schweiz kennenlernte. Er wandte sich in geradezu bürgerlich anmutenden Liebeserklärungen an sie: «Mit Dir war ich anderswo, an einem fremden, mir selbst fremden Ort. Du botest mir einen Zugang zu einer Andersheit.»

André Gorz kam in Wien zur Welt, erlebte den Krieg in einem Schweizer Internat und studierte an der ETH Lausanne. 1949 zog er mit seiner Frau nach Paris. Eine Begegnung mit Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir bestimmte seine weitere Entwicklung; Gorz arbeitete mit ihnen in den sechziger Jahren bei der Zeitschrift *Les Temps Modernes*. Danach gehörte Gorz zu den Mitbegründern von *Le Nouvel Observateur*, dem politischen Magazin, das noch heute als eine wichtige Stimme in der französischen Politik gilt. Das Paar wurde nach und nach Teil der linksintellektuellen Elite des Landes, die in jener Zeit das französische Geistesleben viel mehr bestimmte als heute. «Unsere Ethik bereitete uns darauf vor, den Mai 68 und was darauf folgte, mit Freuden zu begrüssen. Wir haben <Vive la révolution!> sofort den Vorzug gegeben vor der Gauche prolétarienne.» Die politischen Gemeinsamkeiten spiegelten sich in der Liebe: «Nichts kann das unsichtbare Band beschreiben, durch das wir uns von Anfang an vereint fühlten.»

Gorz stand zwar stets im Rampenlicht der Öffentlichkeit, erkannte aber, wie hohl diese gesellschaftliche Anerkennung war. «Ich hatte den Eindruck, mein Leben nicht gelebt zu haben», schreibt er seiner Frau, «es immer aus der Entfernung beobachtet zu haben, nur eine Seite meiner selbst entwickelt zu haben und als Person sehr arm zu sein. Du bist und warst immer sehr viel reicher als ich. Du hast Dich in all Deinen Dimensionen entfaltet.» Die nüchterne Bilanz eines von sich selbst Desillusionierten.



André Gorz: Brief an D.
Rotpunkt. 120 S., Fr. 21.90

Spektakulär unzeitgemäss

Netflix hat sich mit «The Crown» vorgenommen, die lange Regentschaft Elisabeths II. zu schildern. Es entsteht ein grandioses Sittengemälde. *Von Hansrudolf Kamer*



Langsam reift die Erkenntnis: Elisabeth II. (Claire Foy), Prinz Philip (Matt Smith, r.) in «The Crown».

Churchill, der gerne grosse historische Bogen schlug, sprach vom Beginn des zweiten elisabethanischen Zeitalters. Als Elisabeth Alexandra Mary aus dem Hause Windsor im Alter von 25 Jahren ihrem Vater auf dem Thron nachfolgte, war davon nichts zu spüren.

Sie war eine Zufallskönigin, überfordert, unsicher, die auch mit ihrer mangelhaften Bildung haderte. Die Absicht, sich an den grossen Monarchinnen der englischen Geschichte, Elisabeth I. und Victoria, zu orientieren, lag ihr fern.

Und doch, jetzt, 65 Jahre später, verdichtet sich der Eindruck, dass Churchill recht hatte und Elisabeth II. ein ganzes Zeitalter prägt. Diesen Eindruck vermittelt auch die Netflix-Serie «The Crown», deren erste zehn Folgen beim Streaming-Service abgerufen werden können.

Die nächsten Folgen werden zurzeit gefilmt. Weitere Staffeln sind beschlossen, und die Idee ist, dass die Serie schliesslich bis in die Gegenwart reicht. «The Crown» ist ein Wurf, aufwendig und teuer inszeniert, mit ausgezeichneten Schauspielern.

Peter Morgan, der Autor und Produzent, hat sich mit dem Film «The Queen» (2006) und dem Bühnenstück «The Audience» mit dem Thema befasst, doch waren das gewissermassen Fingerübungen mit Detailspekten der

Regentschaft Elisabeths. «The Crown» hat einen längeren Atem und stellt die grundlegenden Fragen, die die britische Monarchie seit je aufwirft.

Kleine Überschreitung des Protokolls

Es geht um die Krone und erst dann um die Königin. Claire Foy gibt die junge Elisabeth als Frau in einem goldenen Käfig, die Schritt für Schritt lernt, dass sie nicht mehr ein Individuum, Gattin, Mutter oder Schwester ist, sondern der Souverän, das Gesicht einer jahrhundertalten Institution.

Diese Erkenntnis reift langsam und nicht ohne Schmerzen. Die Schlüsselszene kommt in der siebten Folge, als sie mit kurzfristig gestärktem Selbstbewusstsein ihren Privatsekretär selber aussuchen will. Der Vorgänger Tommy Lascelles, gespielt mit eindringlicher Intensität von Pip Torrens, muss in Pension gehen.

Als sie ihm erklärt, sie möchte seinen zweiten Stellvertreter und nicht den ersten ernennen, erklärt er: «That is your right, Ma'am. But it would be a mistake!» Zu diesem Zeitpunkt sympathisiert der Zuschauer natürlich mit der Königin und meint, der Majordomus sei ein alter Knacker und das Ganze eher nebensächlich. Dann aber holt der Hüter der Tradition zu einem Monolog aus, der es in sich hat. Über die

Generationen habe sich eine Ordnung entwickelt. Jede Art von Individualität im Hause Windsor, jede Abweichung davon sei ungut. Die Folge seien Katastrophen, wie jene der Abdankung ihres Onkels, Eduard VIII., der die Krone aufgab zugunsten der Amerikanerin Wallis Simpson.

Elisabeth hält dagegen, eine kleine Überschreitung des Protokolls in einer Haushaltangelegenheit sei wohl nicht mit der totalen Verweigerung und Pflichtverletzung Eduards zu vergleichen. Tommy antwortet: Es beginne im Kleinen. Mache es einmal, dann werde es beim zweiten Mal leichter. Eduard habe Buckingham Palace nur noch als Büro benützt und im York House gewohnt. Er sei nicht mehr zur Kirche gegangen. Er habe Höflinge entlassen, die unter seinem Vater gedient hätten, und sie mit jüngeren, willfähigen Schmeichlern ersetzt. Niemand habe damals die Abdankung kommen sehen, doch mit Egozentrik und Individualismus habe die Fäulnis eingesetzt.

Plattitüde der Selbstverwirklichung

Die Königin muss auch gegenüber ihrer Schwester Margaret ihr Wort brechen und kann ihr die Heirat mit Peter Townsend, dem geschiedenen Luftwaffenheld aus dem Krieg, nicht gestatten. Sie muss sich von vielen, auch von ihrem Gatten, Prinz Philip (gespielt von Matt Smith), anhören, sie sei die Eiskönigin, gefühllos, unmenschlich. Ihr Onkel Eduard, Urheber des ganzen Unglücks, eine schillernde Figur, nennt Elisabeth «Shirley Temple», nach dem amerikanischen Kinderstar.

Der alte Churchill (John Lithgow), leider immer mit Zigarre, belebt die Szenerie. Seine po-

Dann aber holt der Hüter der Tradition zu einem Monolog aus, der es in sich hat.

litischen Instinkte sind aber trotz Altersgebrechlichkeit wach, und er führt die Königin auf die sichere Fährte. Sein unglücklicher Nachfolger Anthony Eden, glänzend porträtiert von Jeremy Northam, beschliesst die letzte Folge, als er einen News-Film mit einer Tirade des ägyptischen Diktators Nasser ansieht und sich eine Spritze in den Arm setzt.

«The Crown» ist eine beharrliche und kluge Absage an den Zeitgeist und die Plattitüde der Selbstverwirklichung – die schale Abweisung der Sitten und Gebräuche unserer Vorväter und die Ignoranz darüber. Glanz und Gloria des Königlichen, Palastintrigen und emotionales Drama sind nur Fassade, um den Zuschauer anzulocken. Doch dann werden ihm die harten Tugenden vorgesetzt, die er nur noch vom Hörensagen kennt: Pflicht, Ehre, Disziplin, Selbstkontrolle, Patriotismus und Tradition.

Ausgerastete Schiessbudenfiguren

Die britische Action-Groteske «Free Fire» wird ihrem Titel gerecht. Es wird nur geballert – aber auf eine hinter sinnige Art.

Von Wolfram Knorr

Irgendwo in Bostons Hafengegend, in einem stillgelegten, vermüllten Fabrikgelände Ende der 1970er Jahre, treffen sich, organisiert von der umtriebigen Justine (Brie Larson), zwei Gruppen zu einem Waffendeal. Die Käufer sind die Iren Chris (Cillian Murphy) und Frank (Michael Smiley), die Knarren für den Bürgerkrieg in ihrer Heimat brauchen. Zu ihnen gehören noch die Handlanger Stevo (Sam Riley) und Bernie (Enzo Cilenti). Auf der Verkäuferseite sind Vernon (Sharlto Copley) und Martin (Babou Ceesay) und deren Gehilfen Harry (Jack Reynor) und Gordon (Noah Taylor). Zur illustren Gesellschaft kommt noch Ord (Armie Hammer) dazu, ein eher dubioser Vermittler. Die Mischpoke, die sich in dem Gebäude zusammenfindet wie in einem kaputten Zirkus und sich ein- und abschätzend beäugt, entpuppt sich als ein Haufen Schiessbudenfiguren, und zwar im wortwörtlichen Sinn. Denn beim Macho-Posieren und Genöle kommt es bald zu dämlichen, missgedeuteten Angebereien, und schon wird zur Knarre gegriffen. Eine heillose, chaotische Ballerei ist die Folge.

Verneigung vor dem B-Film

«Free Fire» heisst die Irrsinnfarce des Briten Ben Wheatley («High-Rise»), die, dem Titel adäquat, in eine einzige Schiesserei von epischen Ausmassen ausufert, welche exakt 90 Minuten lang dauert. Nur verläuft die Knallerei hier anders als in den konventionellen Actionfilmen. Hinter Stein-, Beton- und anderen Klötzen, Stahl und Mauerresten kauern, richten die Kanailen erst ihre Waffen korrekt auf die der Gegner; bald aber verlieren sie komplett die Orientierung und ballern auch auf die Kumpels. Und weil sie ziellos rumfeuern, treffen sie mal Schultern, Arme und Beine, bis sie nur noch auf allen vieren durch den Staub kriechen und sich nur über Zurufe aus ihren Verstecken vergewissern, dass irgendwo ein Kumpel ist – der dann doch auf sie abdrückt. Einfach aus Angst.

Das Beeindruckende an «Free Fire» ist Ben Wheatleys und Amy Jumps (Co-Autorin) Raffinesse, aus dem bleihaltigen Chaos eine Erzählung zu machen. Denn während des wilden Kugelwechsels entpuppt sich der eine als Betrüger, die andere als Verräterin, die den Waffendeal eigentlich für sich nutzen wollte. Und alles schön eingebaut in den wüsten Pulver-

dampf voll bizarrer Dialoge. In seiner Verneigung vor dem B-Film à la John Carpenter («Assault on Precinct 13») verpackt Wheatley auch noch eine schöne *comédie humaine*. Der einzige Schauplatz des aus dem Leim gegangenen Deals wird zur (Lebens-)Manege, in der alle mit- und gegeneinander rangeln und sich an den Rand zu schubsen versuchen, in der Hoffnung, dort in die Leere zu kippen. Sie krabbeln nur noch auf allen vieren herum, als versuchten sie damit, den aufrechten Gang zu vermei-



Leichtfüssige Ironie: «Free Fire».

den, um so leichter den anderen zu belügen und hinters Licht zu führen.

Wirkliche Komik

Wheatley ist klug genug, das Spiel nie ins Lustige zu treiben. Seine Figuren agieren todernst, und gerade damit erreicht «Free Fire» das Niveau wirklicher Komik. Der marode Zirkus, in dem sie wie ausgerastete Artisten, Dompteure und Clowns herumeiern und -zappeln, hat keinen Ausgang, obwohl sie ihn ständig suchen, um sich der zwanghaften Knallerei zu entziehen. Ihnen bleibt nur, den Danse macabre in der Manege ihres aus den Fugen geratenen Lebens weiterzuspielen. Das hat, in seiner unpräzisen, lässigen Umsetzung, Klasse und beweist, mit welcher leichtfüssigen Ironie auch mit dem B-Film intelligent gespielt werden kann. Martin Scorsese war von dem Konzept so angetan, dass er sich als Executive Producer sofort für das Projekt engagierte.

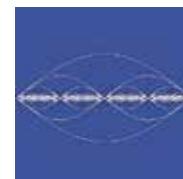
Alpsegen und andere Feierlichkeiten

Von Peter Rüedi

Eine Band wie die des Trompeters Matthias Spillmann achtzehn Jahre lang zusammenzuhalten, ist allein ein Kunststück. In der Schweiz erst recht, wo die Auftrittsmöglichkeiten rar sind und aus diesem Grund die an Jazzschulen immer besser ausgebildeten jungen Musiker nach dem Studienabschluss statt auf der freien Wildbahn subito wieder in der Pädagogik landen (ein ziemlich absurder Teufelskreis). Mats-up mit Spillmann, Reto Suhner (Altsaxofon und Flöte), Marc Méan (Piano), Raffaele Bossard (Bass) und Dominic Egli (Drums) ist da eine Ausnahme, eine Gruppe, die zwar nicht den kommerziellen Grosseffort erreicht hat oder auch nur die gemütlichen Verhältnisse, in denen ein klassisches Kammerensemble seinem gesicherten Broterwerb nachgehen kann, aber doch halbwegs regelmässige Gigs.

Jeder der fünf macht noch in anderen Konstellationen Musik, versteht sich. Aber sie treffen sich doch so oft, dass ihre Kommunikation eine enorme Subtilität und Dichte erreicht hat. Andererseits verhindern die unvermeidlichen regelmässigen Pausen glücklich jede schale Routine. Jedes ihrer Projekte überzeugt mit einer Frische und Spielfreude, die gemeinhin Erstlingswerke ausstrahlen. Sie beginnen immer sozusagen neu, aber auf einem jeweils höheren Niveau gemeinsamer Erfahrung. Auf «The Nature of the Blues» ist der Klang wesentlich geprägt durch das E-Piano von Marc Méan. Doch darüber ziehen Spillmann mit seinem meist etwas patiniert melancholischen Ton und Suhner mit seinem intensiven, eindringlichen Alto-Sound ihre lyrischen Melodiebögen, nicht nur in den balladesken langsamen Nummern wie «Alpsegen» und «Melt the Stone», sondern auch in den mit viel Perkussion (als Gast: Mathias Künzli) kleinteiliger gewirkten schnelleren Nummern.

Drummer Egli ist mit seinem gefinkelten Drive ein weiteres Beispiel des Schweizer Schlagzeugwunders respektive dessen Fortsetzung in eine jüngere Generation. Immer nachvollziehbare, immer überraschende lebendige Musik, die den Begriff «Blues» so weit fasst, dass darin auch folkloristische Anklänge Platz haben. Eine Art neue Hot Five.



Matthias Spillmann, Mats-up: The Nature of the Blues. Unit UTR 4728



Thiel

Energiestrategie

Von *Andreas Thiel*

Journalist: Frau Leuthard, ist Ihre Energiestrategie nicht ein Versuch, Probleme von morgen mit Technologien von gestern zu lösen?

Doris: Natürlich, und das funktioniert auch, Sie werden sehen! Ich mache ein Beispiel. Neulich flog ich mit dem Bundesratsjet von Bern nach Sidney. Der Flug dauerte 24 Stunden. Ich flog also von gestern nach morgen, beziehungsweise von der Vergangenheit in die Zukunft. Die Technologie des Flugzeugs war aber die gleiche.

Journalist: Und wieso wollen Sie Atomkraftwerke abschalten, bevor diese ersetzt werden können?

Doris: Ich gebe Ihnen ein interessantes Beispiel. Neulich flog ich mit dem Bundesratsjet von Kapstadt nach Oslo und das ganz ohne Atomstrom.

Journalist: Aber der Strom wird auch in Zukunft irgendwo herkommen müssen. In Ihrer Energiestrategie rechnen Sie damit, dass der Strom dann schon irgendwoher kommt, aber Sie scheinen nicht zu wissen, woher.

Doris: Dazu kann ich Ihnen ein beruhigendes Beispiel machen. Ich weiss eigentlich gar nicht, wie so ein Bundesratsjet funktioniert. Und trotzdem fliegt er.

Journalist: Ihre Energiestrategie sieht unter anderem vor, den fehlenden Atomstrom einfach einzusparen. Ist das nicht illusorisch?

Doris: Ganz und gar nicht. Lassen Sie mich ein Beispiel machen. Als ich neulich mit dem Bundesratsjet nach Moskau und wieder zurückflog, dauerte der Hinflug länger als der Rückflug. Der Pilot sagte, er habe auf dem Rückweg einen Jetstream genutzt und so Zeit und Energie gespart. Da wurde mir klar: Wenn wir Energie sparen, sind wir schneller am Ziel.

Journalist: Wie kamen Sie überhaupt auf die Idee mit dieser Energiestrategie 2050?

Doris: Ach wissen Sie, da ich den Bundesratsjet nicht selber lenken kann, sitze ich halt hinten und mache mir Gedanken darüber, was ich denn sonst so lenken könnte.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Hopfen und Malz

«Tag des Schweizer Bieres»; italienisches Buffet in Zürich; neues Buch über das Älterwerden. Von *Hildegard Schwaninger*

Die Idee, einen Schweizer Bierorden zu verleihen, hatten der Zürcher Braumeister-Grandseigneur **Martin Hürlimann** und der Werber **Toni Glanzmann** im Jahr 1972. Seither wird der Orden «Ad gloriam cerevisiae» vergeben, die letzten Jahre an Bundesrat **Ueli Maurer** und den Sänger **Baschi**. Die diesjährige Verleihung fand im «Aura» statt, das kurzerhand (inklusive Videoprojektion an die Wand) in eine Bierhalle verwandelt wurde. Organisator **Marcel Kreber**, Direktor des Brauerei-Verbands, machte sich sogar die Mühe, für die fast 200 Anwesenden eine Tischordnung zu machen. Es waren vor allem Männer da, wenig Frauen. Den Preis bekam Nationalratspräsident **Jürg Stahl**. «Das Bier ist nahe beim Volk», meinte **Markus Zemp**, CVP-Politiker und Präsident des Brauerei-Verbands, der dem Politikollegen den Orden umhängte.

«Der Orden wird jeweils an eine nationale Persönlichkeit verliehen, die auch nahe beim Volk ist.» SVP-Nationalrat **Jürg Stahl**, sportbegeistert (er war Zehnkämpfer und ist Präsident von Swiss Olympic) und ein Freund der Geselligkeit («als Inspiration»), liess für den Abend sogar die wöchentliche Turnstunde mit Freunden sausen, die ihm sonst heilig ist. Er band die Lederschürze um und zapfte das erste Bierfass an. Dann hob er das Glas: «Auf unser schönes Land! Hebet ihm Sorg!» **Michael («Mike») Künzle**, der Stadtpräsident von Winterthur (CVP), war da, als Freund von Stahl, dem früheren Winterthurer Gemeinderat.

Der «Tag des Schweizer Bieres» wurde 2012 ins Leben gerufen (der letzte Freitag im April), um, so Zemp, «dem traditionsreichen Kulturgut Bier die Wertschätzung zu erweisen». Und **Toni Glanzmann**: «Ich trinke jeden Tag zwei Flaschen Bier. Wer trübselig in die Welt schaut, dem kann ich das empfehlen, es sieht dann alles gleich viel besser aus.»

Die Crème der Schweizer Bierunternehmer war da: **Erik Hamel**, CEO Heineken (der auch die Luzerner Traditionsfirma Eichhof gehört), **Alois Gmür**, Bierbrauer aus Einsiedeln, **Thomas Amstutz**, CEO Feldschlösschen, **Oskar Dommen**, Bierbrauer aus Schaffhausen. Jeweils wird das beste Schweizer Bier des Jahres ermittelt. Diesmal: Kornhausbräu Rorschach. Unter den jungen Männern, die die Ehrung entgegennahmen, eine junge Frau: **Roxanne Wenger**, die in dieser Männerdomäne ihre Berufung gefunden hat. Nach der Lehre will sie als Bierbrauerin nach Australien gehen. Nachwuchs in dieser Lebensmitteltechnologie ist also gesichert.

Cecilia und **Eero Meili** (sie ist Italienerin, er halb Finne, halb Schweizer) sind Gastrounternehmer, die mit italienischer Küche in Zürich erfolgreich sind. Seit Juli 2016 gehört ihnen das «Cinque» (die früheren Wirte der Kultbeiz, Antoinette und Sven Behrendt, sind jetzt in Flims und führen die «Casa Berendi»); ihnen gehören auch die zwei «Toscano» im Niederdorf und im Puls 5. Letzteres konnte



Fast verliebt

Paare paaren

Von *Claudia Schumacher*

Als sie meine kurzen Locken fixierte, strich sich Marissa zufrieden durch die langen naturblonden Haare. Als sie bei meiner Taille angelangt war, wurde ihr Blick säuerlich. Schliesslich erreichte ihr

Kräftemessen meine Handtasche: Und nein, es war keine Chanel, wie sie selbst eine hat. Da lächelte sie. Trotzdem sollte dieser erste Abend mit Marissa und Sven der Auftakt einer Fehde werden, die wir bis heute nur spärlich mit (unehrlichen) Freundlichkeiten zu kaschieren wissen. Wenn Sie mich fragen, ist Marissa einfach die Pest. Quasi das Böse mit Brüsten. Mit Brüsten übrigens, von denen ich vermute, dass sie ohne BH unschön hängen.

Mein Freund und ich sind bemüht, einen gemeinsamen Freundeskreis zu pflegen. Wir haben da auch die Wissenschaft auf unserer Seite: Gemäss Studien dient es der Beziehungsdynamik eines Paares, wenn es sich mit anderen Paaren anfreundet. Je mehr geteilte Freunde, desto glücklicher die Zweisamkeit. Allerdings habe ich das Gefühl, dass diese wissenschaftlichen Erkenntnisse in einem Labor gezüchtet wurden, fernab jeder Realität.



Tischordnung: Marcel Kreber, Gattin Irène.



Jubiläum: Eero und Cecilia Meili.



Neuer Bestseller? Autorin Aeschbach.

seinen zehnten Geburtstag feiern; das Ehepaar Meili lud zur grossen Sause. Es gab ein riesiges italienisches Buffet, italienische Weine, das ultimative Verwöhnprogramm. An den Wänden Bilder von **Bruno Kumin**, Grafiker und Designer.

Branko B. Gabriel war beauftragt, die Gästeliste und den ganzen Event zu gestalten, und so wurde der Abend überraschend schillernd. Gabriel war früher Dragqueen (Miss Diva), er soll atemberaubend gewesen sein; heute hat er eine PR-Agentur und die Herrenboutique Branko B im Viadukt. **Luca Papini**, auch eine Trash-Queen (Tara la Trash), war DJ. Bald ging es wild zu wie in einer Disco. Im Tanzfieber: Schauspielerin **Tamara Cantieni** und ihre Ex-Kollegin **Sabrina Pesenti** (hatten gemeinsam einen Blog), heute PR-Managerin für L'Oréal Schweiz, mit Ehemann, Architekt und Event-Unternehmer **Darryl von Däniken**.

Nach «Älterwerden für Anfängerinnen» bringt **Silvia Aeschbach** auch ein Buch zu diesem Thema über Männer heraus. Dazu interviewte sie 15 Männer zwischen 48 und 68 Jahren über das Älterwerden und wie sie damit umgehen. Man findet im Buch, das Mitte Mai im Wörterseh-Verlag erscheint, ein paar Bekannte: Schauspieler **Stefan Gubser**, Psychiater **Joe Hättenschwiler**, Gastronom **Michel Péclard**, Komiker **Beat Schlatter** und **Marco Rima**, Tieranwalt **Antoine Goetschel**, Weinbauer **Thomas Donatsch**, Stylist **Clifford Lilley**. Bestseller-verdächtig!

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Ein Pärchen zu finden, das man mag, ist Dating für Profis. Mir erscheint die Partnersuche als Single rückblickend kinderleicht. Erst seit wir gemeinsam versuchen, Pärchen zu finden, die zu uns passen, verstehe ich, warum Menschen in ihren Dreissigern so viele Falten bekommen. Denn die Frau muss mich mögen, der Mann meinen Partner, und umgekehrt und kreuzweise: Vom Schwierigkeitsgrad her lässt sich das mit der Quadratur des Kreises vergleichen.

Es ist nicht nur Marissa, die nicht aufhören kann, sich mit anderen Frauen zu vergleichen, und die sich auch nicht davor scheut, mit meinem Freund zu flirten, um ihren Herrschaftsvorsprung in der Vierergruppe noch weiter auszubauen (ich frage mich, ob Marissa auch nur eine einzige echte Freundin auf der Welt hat. Leider hat es bei unseren Männern sofort gefunkt). Da wäre auch noch das Pärchen, wo

wir Frauen uns total mögen, mein Freund und ihr Gatte aber nicht recht wissen, worüber sie reden sollen. Oder das Pärchen, in das wir beide geradezu verknallt sind, das aber offenbar noch so viele andere Pärchen trifft, dass es kaum Zeit für uns findet.

Als Marissa und Sven uns das letzte Mal besucht haben, wählte ich den radikalen Weg. Kaum Make-up, unförmiger Pull-over, Crocs. Marissa sollte sich nicht bedroht fühlen – was sie eigentlich auch nicht müsste, von mir schon gar nicht. Job, Aussehen, alles top bei ihr. *It's the character, stupid!* Als wir assen, drehte sich das Gespräch um Frauen und Mode. Marissa sagte: «Also, für mich persönlich ist Stil schon wichtig» – dann schaute sie mich schadenfreudig an und fügte hinzu: «Auch wenn ich verstehe, dass es Frauen gibt, die da anders ticken.»



Unten durch Schlaflos

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du möchtest wissen, ob dein Job in zehn Jahren von einem Computer erledigt werden wird. Also kaufst du dir ein Buch («Industrie 4.0 – wie Sie die Digitalisierung überleben»), in dem steht, dass du dir überhaupt keine Sorgen zu machen brauchst, weil nämlich die Digitalisierung erst im Jahr 2068 so richtig zu brummen beginnt.

Aber in einem anderen Buch, das du dir gekauft hast («Roboter klopfen an deine Tür»), steht, dass alle, die behaupten, die Digitalisierung fange erst im Jahr 2068 an, linear denken und nicht, wie es nötig wäre, exponentiell. Wenn man exponentiell denke, werde dein Job schon in zwei Jahren von einem Roboter erledigt, und zwar nicht nur besser und schneller als von dir, sondern auch viel kostengünstiger, da diese Roboter nicht nur in Sekundenbruchteilen komplizierte Powerpoint-Präsentationen erstellen, sondern auch ein ansprechendes Äusseres haben und in den Haarfarben Blond, Braun und Metallica bestellt werden können, so dass bei Geschäftsverhandlungen mit ausländischen Kunden die Kosten für den Escort-Service wegfallen, wodurch die Firma unter beziehungsweise in diesem Fall auf dem Strich eine Stange Geld spart.

Ja, aber was stimmt denn jetzt? Wann genau wirst du überflüssig und wie sehr? Du kaufst ein drittes Buch («Die grosse Verunsicherung»). Darin steht, dass nicht mal Bill Gates weiss, was gerade los ist und wann was geschehen wird: «Bill Gates weiss nur, dass es geschehen wird, dass also Sie und Millionen andere überflüssig werden, und zwar total.» Wenigstens geht der Autor dieses Buchs nicht wie die beiden anderen Autoren davon aus, dass die Menschheit im Jahr 2070 von einer weltumspannenden künstlichen Computer-Intelligenz vernichtet werden wird – «sondern dies wird meiner Meinung nach erst im Jahr 2100 geschehen». Das ist doch mal ein optimistischer Ansatz. Aber nur auf den ersten Blick. Denn dieser Autor behauptet, dass du im Jahr 2100 dank Nano-Robotern und künstlichen Organen noch quicklebendig sein und folglich die Vernichtung der Menschheit noch miterleben wirst. Darauf hast du aber überhaupt keine

» Fortsetzung auf Seite 72

»» Fortsetzung von Seite 71

Lust. Also kaufst du dir ein viertes Buch («Die falschen Propheten der Digitalisierung») und findest darin Trost, denn hier steht, dass in den nächsten zwanzig Jahren zwar 55 Prozent aller Jobs durch die Automatisierung wegfallen werden, dass aber die Menschheit nicht vernichtet werden wird, sondern es wird nur eine Milliarde Arbeitslose geben und eine globale faschistische Diktatur. «Mit der Diktatur könnte ich leben», sagst du zu deiner Frau, «falls ich zu den 45 Prozent gehöre, die noch einen Job haben.» – «Mach dir keine Sorgen», sagt sie, «du machst doch *unpredictable physical work!*» Sie lacht. «War nur ein Scherz», sagt sie und erzählt dir von einer Studie der Universität Oxford, in der behauptet wird, dass vor allem *predictable physical work*, also vorhersehbare Arbeit wie z.B. Burger-Braten oder Immobilien-Verkaufen, der Automatisierung zum Opfer fallen wird. «Bei uns im Büro», sagt sie, «wollen jetzt alle vom Chef eine schriftliche Bestätigung, dass ihr Job *unpredictable physical work* ist. Die spinnen doch alle! Diese ganze Digitalisierung wird masslos übertrieben!»

Kurz darauf siehst du im Fernsehen ein Interview mit einem Experten für künstliche Intelligenz. Er sagt: «Wenn den Leuten erst mal klar wird, was da auf sie zukommt, wird es zu einer Massenpanik kommen.» Dann blickt er ernst in die Kamera und fügt hinzu: «Richten Sie das bitte Ihrer Frau aus.» Herrgott noch mal, jetzt halluzinierst du schon! In der Nacht liegst du schlaflos im Bett und denkst über deinen Job nach. Um drei Uhr stehst du auf, gehst ins Badezimmer und sagst leise in dein iPhone: «Siri, schau im Internet nach, ob Key-Account-Manager *unpredictable physical work* ist.» Siri sagt: «Die nächsten drei Monate hast du keine Ereignisse mit dem Ort Internet.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Hannibal ante portas

Von Peter Rüedi

Settesoli ist eine Weinbaugenossenschaft, und zwar die grösste nicht nur Siziliens oder Italiens, sondern der ganzen EU: an die 6500 Hektaren Rebfläche, mehr als der Kanton Wallis, das grösste Weinbaugebiet der Schweiz (zirka 5300 Hektaren). Was kann von einem solchen Giganten Gutes kommen, wird sich der Liebhaber idyllischer Nischen und von deren Weinen fragen. Tatsächlich stehen Grossbetriebe (auch wesentlich kleinere als Settesoli) grundsätzlich unter Generalverdacht bei einer Kundschaft, die sich an artisanale Produktionen gewöhnt hat und sich – in der Schweiz ohnehin – an die Maxime *small is beautiful* hält.

Dafür gibt es auch gute Gründe, wenn wir an Winzer denken, die mit ihren Reben wie mit Bonsais umgehen. Allerdings nur, wenn wir ein solches Vorurteil nicht ins Allgemeine ausdehnen. Das Management der Mega-Genossenschaft hat nämlich nicht nur ein differenziertes System entwickelt, nach dem es die einzelnen Mitglieder zur Qualitätsproduktion animiert; es hat auch, das Handicap der eigenen Übergrösse erkennend, eine auf die einzelnen Terroirs ausgerichtete Hochqualitäts-Schiene erfunden, die sich Mandrarossa

nennt – ein eigenes Qualitätslabel. Will sagen: In der Gesamtproduktion von insgesamt 20 Millionen Flaschen jährlich errichtete man bei Settesoli (der Name, «sieben Böden», bezieht sich auf das vielfältige Terroir auf dem Gebiet der Genossenschaft) eigene Nischen, überraschende Weissweine wie den Santanella, eine Cuvée aus Fiano di Avellino und Viognier, oder diesen Nero d'Avola namens «cartagho» (sic, mit verschobenem h). 2014, in einem besonders glücklichen Jahrgang, sind es 17 000 Flaschen von einem dichten, fast schwarzen Wein, der mit 14 Prozent Alkohol gut im Saft ist, aber keineswegs ins Marmeladige kippt. Viel schwarze Frucht, eine überwältigende Aromenvielfalt, Lakritze, Schokolade, aufregende Würze, aber auch relativ viel belebende, die Wucht ausbalancierende Säure.

Wie der Kritiker Jens Prieue zutreffend sagt, «ein Antidepressivum, wie die sizilianische Küche auch». Zusätzlich herrscht Freude, weil das Preis-Qualitäts-Verhältnis bei diesem Wein geradezu sensationell ist. («Cartagho» heisst er übrigens, weil er von der sizilianischen Südwestküste stammt, aus Menfi in der Provinz Agrigent, von wo aus, klare Sicht vorausgesetzt, die Hauptstadt des punischen Feldherren-Genies Hannibal im afrikanischen Gegenüber durch Fernglas und «Zeitlupe» virtuell knapp sichtbar wäre.) Dass ein Wein günstig ist, ist noch keine Empfehlung wert. Dass so viel Qualität so günstig zu haben ist, allerdings schon.

Mandarossa Settesoli Cartagho Nero d'Avola Sicilia DOC 2014, 14%. Borgovecchio, Balerna. Fr. 22.–. www.borgovecchio.ch

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Motorrad

Meine Töffsaison (I)

Neues Jahr, neues Fahrzeug: Die BMW R nineT ist schon ein moderner Klassiker und das ideale Zweirad (für mich). *Von David Schnapp*

Meine Motorradkarriere begann verhältnismässig spät, das heisst nach der Vollendung des vierzigsten Lebensjahrs, und verlief nicht ganz kurvenfrei. Es ist beim Töfffahren nicht anders als beim Erlernen einer Fremdsprache. Zu den Biegungen, die ich nehmen musste, gehörte die Evaluation des perfekten Töffs. Im dritten Jahr meines Vergnügens auf grossen Maschinen sieht es so aus, als wäre das ideale Zweirad gefunden worden: eine BMW R nineT.

BMW R nineT ABS

Leistung: 110 PS/81 kW, Hubraum: 1170 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 220 km/h
Preis: Fr. 16 250.–



Dieses Naked Bike, das BMW im Jahr 2013 anlässlich des neunzigsten Geburtstags seiner Motorradsparte vorgestellt hat, ist heute schon ein moderner Klassiker. Die Maschine ist reduziert auf das (technisch) Wesentliche, sieht mit ihrer Mischung aus Designelementen aus Vergangenheit und Gegenwart aufregend aus, und sie lässt sich ab Werk oder beim Spezialisten leicht individualisieren: Unverkennbarkeit für den Einzelnen ist ein starkes Verkaufsargument.

Meine Begeisterung für die R nineT hat allerdings noch viel schlichtere Gründe. Der erste ist, dass sie mir durch ihre Dimensionen, die Art wie ich darauf Platz nehmen kann (Beinwinkel), und wie die Arme zum Lenker gehen, so gut sitzt wie ein schöner Anzug aus feinem, knitterfreiem italienischem Stoff. Zweitens, die BMW wirkt mit ihren 222 Kilogramm Gewicht einigermaßen handlich. Drittens, nochmals der Anzugvergleich: Die Maschine ist gerade so cool, dass sie immer passend erscheint, ohne dass man gleich unter schweren Töff-

hipsterverdacht gerät. Sobald man sich natürlich einen Rauschebart wachsen lässt, ändert sich das dann gleich wieder.

Nichts für Raser

Um auf dem Motorrad ein stimmiges Bild abzugeben, habe ich dann trotzdem als Erstes neue Hosen, Schuhe, eine Jacke und einen unten offenen Helm besorgt. Schutzkleidung, die nicht aussieht wie Hightech-Textilien, sondern eher wie ganz gewöhnlicher Alltag, passt einfach besser zur Coolness einer R nineT.

Nach dem Schein das Sein: Die BMW ist leicht zu handhaben, es gibt keine technischen Gimmicks, die einen vom Fahren ablenken, und schon bald stellt sich über dem sonor brummenden, vibrierenden Zweizylinder-Boxermotor tiefe Zufriedenheit ein: das erhebende Gefühl der Freiheit auf zwei Rädern, das nur Leute verstehen, die grosse Maschinen fahren. Apropos: 110 PS leistet der klassische 1170-Kubikzentimeter-Antrieb mit Luft-Öl-Kühlung; erst bei 220 km/h wäre theoretisch Schluss, aber die R nineT ist ein Geniesser- und kein Rasertöff.

Als Nächstes bilde ich mich fahrerisch bei einem TCS-Training weiter, ein Töff wie die R nineT hat einen Fahrer verdient, der darauf nicht nur gut gekleidet ist, sondern auch einen, der sie souverän durch die Kurven der Landstrasse bewegt.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einem Arbeitskollegen «En Guete» wünschen, wenn man sich um 11.55 Uhr auf dem Pissoir trifft?

David Koller, Meisterschwanden

Einem Fremden auf der Parkbank «Gesundheit» oder «Guten Appetit» zu wünschen – das ist ja etwa das Maximum an Übermut, das sich ein Schweizer in der freien Wildbahn leistet. Im Pissoir machen Sie sich mit derlei zur Speerspitze einer neuen helvetischen Dreistigkeit; also – unbedingt!

Maurus Federspiel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Wie lange wird es wohl dauern, bis die «Arena» wieder sehenswert ist?» *Heinrich Frei*

Plauderi

Nr. 16 – «Brandbeschleuniger und Kontrollfreak»; Christoph Mörgeli über Jonas Projer

Der «Arena»-Moderator Jonas Projer ist ein Selbstdarsteller. Er hört sich am liebsten selber reden. Er fällt den Teilnehmern zu oft ins Wort, besonders denjenigen, welche nicht auf seiner politischen Linie liegen. Dieses Verhalten kann man nur als unanständig und arrogant bezeichnen. Man möchte die Meinung der teilnehmenden Personen hören und nicht das Geschwafel von diesem selbstverliebten Menschen. Ich kann die «Arena» nicht mehr verfolgen, weil ich wegen dieses *Plauderi* Ekelgeföhle bekomme. Wie lange wird es wohl dauern, bis die «Arena» wieder sehenswert ist?

Heinrich Frei, Weinfelden

Unabhängigkeit und Neutralität scheinen Projer fremd zu sein. Inakzeptabel ist jedoch, dass er ihm nicht passende Gesprächspartner zwar einlädt, diesen aber immer wieder das Wort abschneidet, um seine eigene Meinung kundzutun. Solche Moderatoren bringen Diskussionen und politische Zweikämpfe nicht zum Publikumserfolg.

Wil Vonier, Oberrieden

Gottesstandpunkt

Nr. 17 – «Ironie»; Editorial von Roger Köppel

Wer alles durchschaut, sieht nichts mehr. Das Problem des Ironikers ist, dass er vorgibt, alles zu durchschauen, selbst keine Dogmen zu haben und dafür alle anderen Dogmen ironisieren zu können. Damit macht sich der Ironiker unangreifbar, was das Ende jeder Diskussion ist. Der Standpunkt, dass man selbst keine Dogmen hat, aber auf alle anderen Dogmen herabblicken kann, ist jedoch der absoluteste Standpunkt, den man einnehmen kann: Es ist der Gottesstandpunkt. *Benjamin Kilchör, Gossau*

Die hochgelobte Demokratie kann nur so lange als Ideal gehandelt werden, als die Vernünftigen die Oberhand behalten. Deshalb braucht die Wahrheit einen vom Menschen unabhängigen und objektiven Bezugspunkt, um vor dem Überschreiten dieser Grenze warnen zu können. Ich teile die Meinung, dass wir die Wahrheit nicht besitzen können, aber wir können sie (an-)erkennen – als fehlbare und beschränkte Wesen. Ich bin sicher, in einer ehrlichen und tiefgehenden Debatte würde man auch beim liberalen Ironiker auf unumstössliche Werte stossen. *Andrea Gehring, Schlattigen*.

Möchtegern-Ferdy-Küblers

Nr. 16 – «Gefahr auf zwei Rädern»; Alex Reichmuth über rücksichtslose Verkehrsteilnehmer

Ohne Zweifel ist es richtig, dass einige E-Biker in unanständiger Art auf dem Trottoir den Fussgängern zu nahe kommen. Aber deshalb die Rentner mit ihren E-Bikes als Hauptverursacher von Unfällen hinzustellen, ist mit Sicherheit falsch. Der Autor erwähnt mit keinem Wort die Möchtegern-Ferdy-Küblers, die teilweise in Zweierkolonne die Radstreifen belegen, und das in einem Tempo, das mit dem E-Bike höchstens bergab erreicht werden kann. Er erwähnt auch nicht die viel zu schmalen Radstreifen, die für alle Velofahrer gefährlich werden, wenn sie von einem Lastenzug oder einem Gelenkbus überholt werden, weil dieselben nach dem Überholmanöver viel zu schnell wieder einbiegen und vergessen, dass der Velofahrer weiterfährt und dabei Gefahr läuft, vom hinteren Teil des Fahrzeugs an den Trottoirrand verdrängt zu werden. Wenn schon Ausbildungskurse, dann für alle Verkehrsteilnehmer und vor allem mit den Schwerpunkten Anstand und gegenseitige Rücksichtnahme. *Hans Rudolf Kohli, Stäfa*

Nutzen-Kosten-Verhältnis

Nr. 17 – «Bersets krankes Gesundheitsamt»; Hubert Mooser über dirigistische Pläne

Der Autor hat recht, wenn er die Regulierungswut des Bundes im Gesundheitswesen geisselt. Der Grund dafür ist letztlich die einseitige Fixierung der Politiker auf die Kosten, die unserem täglichen Verhalten widerspricht, bei dem wir Nutzen und Kosten gegeneinander abwägen. Wenn wir beim Autokauf nur auf die Kosten achten würden, wären alle im Kleinwagen unterwegs. Es sind die Krankenversicherer (und nicht der Bund), die im Wettbewerb um Mitglieder jene Therapien und Medikamente auswählen sollten, die das beste Nutzen-Kosten-Verhältnis aufweisen. Doch dies würde die Vertragsfreiheit beim Einkauf von Gesundheitsleistungen bedingen, wie sie die Krankenversicherer in den Niederlanden seit einigen Jahren wiedererlangt haben. Wann wachen die schweizerischen Kollegen aus ihrer Lethargie auf und kämpfen für die Erlangung der Vertragsfreiheit? *Peter Zweifel, A-Bad Bleiberg*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9							10	11		12
13						14	15		16				
17					18								
		19								20			
	21				22		23		24			25	
26					27						28		
	29				30			31			32		
33					34	35				36		37	38
39								40					
					41							42	
43										44			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Der tierische Gefallen will niemandem gefallen
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Ob Mensch oder Tier: Hier geht's um eine grössere Anzahl. 7 So gesehen ist es ungewiss. 10 Erfahrener Bodendecker in freier Natur. 13 Durch Umstellung ergibt sich ein Viereck mit vier gleichlangen Seiten. 14 Die Partei Gottes aus dem Nahen Osten. 17 Mit sich selbst und der Natur leben, so die antike Philosophenschule. 18 Transatlantischer Samichlaus. 19 Die Medizinische Akademie ist buchstäblich reduziert. 20 Er bezeichnet so eine Art mimisches Stottern. 21 Die wilde Katze aus Afrika, so dann fast schon herzig. 22 Wenn's um (köstliche) Verköstigung geht, ist er dabei. 26 Beine hochlegen und sie dadurch entlasten. 27 Das spezielle Salz hilft dem Gärtner wie dem Arzt. 28 Das kleine Wesen animiert zum Fabulieren. 29 Er hat sich in der Tat bewiesen, deshalb wird er oft gepriesen. 31 Ein Neustart, zumindest in elektronischen Belangen. 33 Es zählt zu den Metallen der seltenen Erden. 34 Geschmackvoll und damit wohl auch reizvoll. 36 Was Madame zu jener Schachtel sagt. 39 Musiker Branduardi, ein Engel, der aus Mailand kommt. 40 Ein Wort, bei dem man bis heute auch an John F. Kennedy denkt. 41 Ist sie richtig voll, scheint sie zu bersten. 42 In seiner Unverwechselbarkeit wohl eine Persönlichkeit. 43 Wie der Klang räumlicher wird. 44 Sagen wir es so: eine himmlische Aktivität.

Senkrecht — 1 Jean Dubuffets Art hat ein Anhängsel. 2 Die Ehre gleiche einer unzugänglichen, so der Franzose Boileau. 3 Gold wird mit ihm zum Verwandten des Wolfes. 4 Hunderasse, die an China erinnert. 5 War musikalisch und schwedisch, ist Palindrom. 6 Ein Schönling? Nein, aber gutaussehend schon. 7 Entweder es ist bauchig oder er ist dick. 8 Kraft, die in Diskussionen rote Köpfe schafft. 9 Die Abneigung mündet in Widerwille. 10 Als Edward Kennedy geboren, von den Fans zum Duke erhoben. 11 Ein Fläschchen, ganz nach dem Geschmack vieler Frauen. 12 Nicht sextoll, aber schon toll, was sie mit dem Sex so machte. 15 Ein kleines Kunstwerk, steht für sich. 16 Mit dem *ber* der Briten ist der Monat perfekt. 18 Als nordische Göttin der Sagen wird sie ihrem Namen gerecht. 21 Fürstliche Geste, für die der Vasall sich bedankte. 23 Mit dieser Waffe führten die Husaren ihren Hieb aus. 24 Nukleinsäure, die sich dezimiert zeigt. 25 Mal Einrichtung, dann Errichtung. 30 Für Basler ein vornehmes Quartier, für Hafnarbeiter eine Markierung. 32 Wo es bergauf und -ab geht, sucht man sie vergebens. 33 Tierisches Musical von Andrew L. Webber. 35 Es ist Sportart wie Hemd. 37 Jenen Dominique Marcel, vielleicht auf SRF Virus schon gehört. 38 Der Geldschein in Rückenansicht zeigt in Vorderansicht ein Internat nahe London.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 515

M	A	G	N	E	T	A	L	H	A	M	B	R	A
W	A	I	L	I	L	I	T	I	R	E	N		
S	E	M	M	E	L	I	N	D	O	L	E	N	T
T	R	A	E	G	S	E	D	I	M	E	N	T	E
R	A	S	S	E	R	R	H	O	N	E	N		
A	L	T	E	Z	E	R	A	T	O	R	T	E	
S	T	E	R	B	T	N	I	I	S	R	A		
S	E	E	O	B	E	R	K	E	L	L	N	E	R
I	N	G	W	E	R	A	E	R	A	U	T	E	
G													
A	R	G	E	S	I	D	E	E	T	R	I		

Waagrecht — 1 MAGNET 5 ALHAMBRA 11 LILLI 12 LEN (Variante von Leonhard in England) 13 SEMMEL 16 INDOLENT 19 TRAEG 20 SEDIMENTE 21 SITIN (Sit-in) 22 IDEN 23 RASSE 25 RHONE 26 ALTE 27 ZERAT 28 ORTE 30 STERBEN 32 UHSE 34 SEE 35 OBERKELLNER 39 INGWER 40 AERA 41 UTE 42 SACK 43 INDIEN 44 ARGES 45 IDEE 46 TRI

Senkrecht — 1 MWST (Mehrwertsteuer, Nachfolger der WUST) 2 (Vasco da) GAMA 3 ELEGIE 4 TIL 5 ALIEN 6 LIND 7 ATOM 8 BLENDER 9 RENTE 10 ANTENNE 14 ERHALTEN 15 MESSER 17 DIPHTHERIE 18 LEINOEL 20 SIRENE 23 RASSIG 24 STEEGER 25 RAUKE 27 ZEBRAS 29 TAETER 31 BOESE 33 SLANE 36 RAKI 37 NUIT (franz. f. Nacht) 38 RENI (rein)

Lösungswort — NIESELREGEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DIE DATEJUST 41

Die neue Generation des zeitlosen Klassikers mit neuem Manufakturwerk und Design – ein technisches Meisterwerk mit überragender Leistungsfähigkeit. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com